15. HEFT. 8. APRIL. 1909.

Reichsanleiheschuld und ihre Tilgung.

Von

Felix Ortel, Kaiserlicher Bankdirektor, M. d. R.

I.

Der § 2 des Entwurfes eines Gesetzes, betreffend Aenderungen im Finanzwesen unterscheidet hinsichtlich der Tilgung der Reichsanleiheschuld:

1. Anleihen, die bereits für bestimmte werbende Zwecke mit bestimmungsgemäß festgelegten Tilgungssätzen begeben sind (es sind diese Anleihen zur Förderung der Herstellung geeigneter Kleinwohnungen für Arbeiter und gering besoldete Beamte, zum Bau von Reichseisenbahnen und Fernsprechanlagen, ferner zur Gewährung von Darlehen an die Schutzgebiete Togo und Südwestafrika zum Bau von Eisenbahnen).

2. Sonstige Anleihen, die bis zum 30. September 1909 begeben sein werden, und

3. Anleihen, die erst nach dem 30. September 1909 begeben werden. Bei diesen treten noch die weiteren Unterschiede zwischen werbenden und sonstigen Zwecken ein.

Fünf verschiedene Tilgungssätze sind für diese gekennzeichneten Anleihen vorgesehen. Sie schwanken zwischen $^3/_5$ und 3 vom Hundert und haben als Mittelstufen 1, 1,9 und 1,937 vom Hundert. Für die nach dem 1. Oktober 1909 ausgegebenen, nicht werbenden Zwecken dienenden Anleihen ist der höchste Tilgungssatz von 3 vom Hundert angesetzt.

Liegt nun die Notwendigkeit vor, das Tilgungssystem so reich auszugestalten und so feine Unterschiede, wie sie der Gesetzentwurf enthält, zu konstruieren? Diese Frage ist berechtigt, da für die wirkliche Tilgung sämtliche begebenen Anleihen ein einheitliches Schuldkapital bilden sollen. Genügt nicht für sämtliche Anleihen ein Prozentsatz, für dessen Höhe der Stand unserer Finanzen und unserer Volkswirtschaft maßgebend sein würde?

Wenn das Deutsche Reich in nächster Zeit eine Schuldenlast von fünf Milliarden hat, so reichen 50 Millionen, d. h. eine vom Hundert des Schuldkapitals zur jährlichen Tilgung vollkommen aus. Dem Reichsschatzamt wird es so wie so fürs erste nicht leicht fallen, diese Tilgungsquote aufrecht zu erhalten. Bessern sich im Laufe der Jahre unsere Finanzverhältnisse wesentlich, so kann, wenn es nützlich erscheint, eine größere Tilgung ins Auge gefaßt werden. Die Tilgung muß sich jedenfalls im Rahmen der finanzpolitischen Verhältnisse des Reiches halten.

Die Tilgung von Staatsschulden in Anleiheform hat nun durchaus nicht den Zweck, den Staat von seiner Schuldenlast völlig zu befreien. Sie soll eine Abschreibung auf Staatswerte sein, für deren Schaffung Anleihen aufgenommen und deren Zwecke teilweise oder ganz erledigt sind. Die Tilgung kann nur bezwecken, Schuldbeträge für künftig zu kontrahierende Schulden frei zu machen und Kredite zugunsten später wieder aufzunehmender Kredite zu lösen. Ein jeder Staat muß eine gewisse Schuldenschwere haben. Der Kapitalmarkt rechnet mit einer konstanten staatlichen Schuldenmasse besonders in Anleiheform. Sollte es wirklich einmal die Finanzverwaltung eines großen Staates ermöglichen, sämtliche Schulden dieses Staates zu tilgen, so würde ihr sehr bald die Notwendigkeit einer Schuldenkontrahierung klar werden, um auf dem Kapitalmarkte ein Gleichgewicht gegen die Kreditansprüche auswärtiger Staaten oder heimischer öffentlicher Korporationen oder Privater herzustellen.

Welchem Finanzkünstler aber wäre es in Deutschland im letzten Jahrzehnt möglich gewesen, ohne Aufnahme von Anleihen das richtige Verhältnis zwischen Bedarf und Deckung aufrecht zu erhalten? Und wenn von hervorragend wissenschaftlicher Seite darauf hingewiesen wird, daß das Reich bedeutende Summen gespart haben würde, wenn es sich schuldenrein gehalten hätte, so vermag ich diesen Hinweis nicht hoch einzuschätzen. Er ist lediglich ein kalkulatorisches Spiel. Wohin würden dann die Mittel aus der Produktivität unserer Volkswirtschaft geflossen sein? Welche Kanäle hätte das Anlagebedürfnis dieser Kapitalien aufgesucht? Wäre es so ganz von der Hand zu weisen, daß bei einer vollständigen Schuldenreinheit die freien Kapitalien in der Fremde Anlage gesucht hätten und vielleicht noch große Ausgaben für staatlichen Schutz benötigten, die in keinem Verhältnis zur jetzigen Verzinsung und Tilgung unserer Schulden stehen würden? Gewiß aber wäre es, daß damit ein großer Teil deutscher Kapitalkraft unserer Entwicklung entgangen wäre. Unsere Volkswirtschaft konnte den für staatliche Zwecke durch Anleihen entnommenen Kapitalbetrag entbehren, denn der Schuldenstand in Deutschland hat sich in einer

Zeit herausgebildet, „als unsere Volkswirtschaft sich in einer beispiellos glänzenden Entwicklung befand und eine gewaltige Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes zu beachten war". Und der Kapitalbetrag mußte unserer Volkswirtschaft entnommen werden, um die dringlichsten Bedürfnisse des Reiches, die über seine Einnahmen hinausgingen und über die Unzulänglichkeit seines Steuersystems hinauswuchsen, zu erfüllen. Hier liegt kein leichtfertiges Handeln vor. Die Summen, die das Reich und seine Gliedstaaten der Volkswirtschaft entnommen haben, sind aber nicht so gewaltige, um darin das Gespenst des drohenden Ruins unserer Finanzen zu erblicken oder um die Behauptung aufrecht zu erhalten, daß durch die Höhe der Reichsschuld unser politisches Ansehen und unser Renommee dem Auslande gegenüber litte. Es ist ja richtig, daß in den letzten Jahren zeitweilig unsere Finanzverhältnisse im Auslande, besonders in Frankreich und England, ungünstig beurteilt wurden und daß man das Deutsche Reich vor schwer zu überwindende finanzielle Schwierigkeiten hinstellte. Welche Momente zu einem solchen Urteil mitgewirkt haben, soll hier unerörtert bleiben. Jedenfalls bietet der absolute Stand unserer Reichsschulden hierzu den geringsten Grund. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß auch im nationalen Interesse Mäßigung in den Aeußerungen von deutscher Seite zu diesem Teil unserer Finanzverhältnisse geboten ist. Und diese Mäßigung bildet sich bei genauem Studium unseres historischen Werdeganges, der staatlichen Aufgaben, deren Erfüllung uns zufiel, und der tätigen, wirtschaftlichen Kraft, in welcher sich das deutsche Volk befindet.

Wenn ich die Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen Finanz- und Schuldenwirtschaft und dem Kapitalmarkte ins Auge fasse, so glaube ich, daß sich sehr bald auch in Deutschland ein festes, konstantes Verhältnis, eine traditionelle Schuldenmasse gegenüber den budgetmäßigen Einnahmen und Anforderungen herausbilden wird, dessen Grenzen nach oben wie nach unten herauszufühlen, die Fähigkeit und das Geschick der Finanzverwaltung und des Finanzpolitikers sein muß. Diese Grenze wird sich naturgemäß in Kurven bewegen und im Wechsel der veränderten Gesamtverhältnisse in unserem Wirtschafts- und Staatsleben steten Veränderungen unterliegen. Vergleichszahlen hierfür werden sich schwerlich aus anderen Staaten herbeiführen lassen. Die Tradition wird aber eintreten, und mit dieser werden sich die Grundsätze für unsere Finanzkunst herausschälen.

Ist nun der Schuldenstand Deutschlands und seiner Einzelstaaten wirklich schon besorgniserregend? Man kann diese Frage nur im Zusammenhang des Reiches mit den Einzelstaaten beurteilen, denn die Aufnahme der Schulden ist nur zur Erfüllung der dem Reiche und seinen Gliedstaaten zustehenden Aufgaben, für die Allgemeinheit der Staaten, des Reichs erfolgt. 18¾ Milliarden Mark sind es jetzt, wovon auf das Reich zirka 4300 und auf die Einzelstaaten zirka 14,400 Millionen Mark entfallen. Suchen wir bei dieser Frage nach Vergleichen in anderen Kulturstaaten — Vergleiche natürlich mit dem nötigen Vorbehalt —, so finden wir, daß Frankreich und England, Länder,

die hinsichtlich der Tilgung ihrer Schulden bei uns immer als Muster angeführt werden, ersteres seit 20 Jahren einen konstanten Bestand von 24 Milliarden Mark Staatsschulden hat und England seit sieben Jahren nicht unter 14 Milliarden Mark heruntergegangen ist. Bringen wir mit diesen Zahlen noch die Einwohnerzahl, den Kapitalreichtum, die politische Machtstellung, die Kultur und Verkehrseinrichtungen und das wirtschaftliche Vorwärtsstreben der Bevölkerung dieser Staaten in Vergleich, so erscheint die Schuldensumme Deutschlands gegenüber der von Frankreich und England nicht besorgniserregend groß. Zu Bedenken hat nur das schnelle Anwachsen der Schulden, das Tempo, in welchem vorgegangen wurde, Anlaß gegeben, und wäre hierbei die Finanzverwaltung in der Lage gewesen, ausreichende Einnahmen für den Zinsendienst und zur Tilgung zu schaffen, so würde das Urteil über die Schulden und ihre Folgen nicht so scharf ausgefallen sein.

Es steht zwar fest, daß wir noch nicht an der Höchstgrenze unseres Schuldenstandes angelangt sind. Das Reich wird gezwungen sein, für Heer, Marine und auch für Sozialpolitik weitere Ansprüche an den Geldmarkt zu stellen. Die Finanzverwaltung und die Staatsmänner sind aber ausgesprochenermaßen heute schon davon überzeugt, daß es in diesem Geschwindschritt beim Schuldenmachen nicht weiter geht, und daß durch Verzicht auf erstrebenswerte Einrichtungen und Einschränkung bestehender, sowie durch Schaffung ausgiebig fließender Einnahmequellen über die klar vorgezeichnete Grenze nicht hinausgegangen werden kann.

Biologische Aesthetik.

Von

Karl Jentsch.

(Schluß.

Was nun die Schönheit des Menschenleibes betrifft, so schließt zwar dessen vollkommene Gesundheit gewisse Extreme der Disproportion aus wie Buckel und ungleiche Länge der Beine, aber ideale Schönheit wird weder zur Gesundheit noch zur erfolgreichen Ausübung der Geschlechtsfunktionen erfordert. Es hat in beiden Beziehungen nichts zu sagen, wenn die Nase zu groß oder zu klein ist, die Beine zu kurz, die Arme zu lang sind, die Hautfarbe unrein ist. Wie stark verletzt unsern ästhetischen Sinn die Hautfarbe der Mongolen, dieser und der Neger Gesichtsbildung, und doch stehen beide Rassen der weißen an Lebenskraft und Fruchtbarkeit nicht nach. Wäre Schönheit nichts anderes als das Zeichen der Geschlechtsreife (gewiß fällt ihre Blüte mit dieser zusammen), ästhetisches Wohlgefallen nichts anderes als eine

Regung des Geschlechtstriebs, und müßten wir die Fröschin schön nennen, weil ihr Anblick den Frosch erfreut, dann wäre jeder, der das Weib eines anderen schön findet, ein Ehebrecher in Gedanken, und jeder, der für die Schönheit eines Knaben, eines Jünglings, eines Mannes Augen hat, ein Sodomiter. Die meisten Menschen scheinen das in der Tat zu glauben, weil die Fähigkeit, Menschenschönheit rein ästhetisch zu beurteilen, gegen die Stärke des Geschlechtstriebs im allgemeinen nicht aufkommen kann, was nicht befremden darf, da der ästhetische Sinn keineswegs allgemein verbreitet ist. Er ist weder eine biologische Funktion, noch das Produkt einer solchen, sondern eine rein geistige Eigenschaft, die allerdings, um aktuell werden zu können, einer gewissen auf biologischem Wege gewordenen Vollkommenheit der Sinnesorgane bedarf. Diese Eigenschaft bildet sich nur in der höchsten Rasse aus — kann sich bei Farbigen, die nie schöne Menschen zu Gesicht bekommen, gar nicht bis zur Vollkommenheit ausbilden — und auch in ihr nur unter dem Einfluß feiner geistiger Kultur in den feiner organisierten Individuen. Sie macht sich beim Kinde fast gar nicht, beim heranwachsenden Knaben wenig bemerkbar. Der Vierjährige zieht den Struwelpeter allen Madonnen und Aphroditen vor, und den Vierzehnjährigen muß man, wenn er nicht ein Malergenie ist, die Schönheit eines Baumes, einer Landschaft erst sehen lehren, was nicht immer gelingt.

Es tut einem leid, wahrzunehmen, wie auch vornehme Geister den Biologen in die plump gelegten Schlingen gehen. Seeck fällt auf den unfreiwilligen schlechten Witz des guten Darwin hinein, die Weibchen hätten den Männchen die Schönheit, die Hühner den Hähnen den Schweif angezüchtet. Darwin selbst mußte die ihn betrübende Erfahrung machen, daß die Hündin ohne Wahl jedem Köter nachläuft und, wenn überhaupt irgendwelchen Geschmack, den allerschlechtesten bekundet. Wo kommen nun die schönen Hunde her? Um die übrigen Vierfüßler steht es nicht anders. Wer sie beobachtet, der bemerkt, daß ihre Aufmerksamkeit nicht dem Gesamtumriß des begehrten Tieres, auch nicht dessen Gesicht, sondern der entgegengesetzten Partie gilt, und daß dabei nicht das Auge, sondern vorzugsweise die Nase als Wahrnehmungsorgan gebraucht wird. Insekten bekunden ja einen Farbensinn, der ihnen beim Suchen von Blüten und von Artgenossen hilft, also ein Element des ästhetischen Sinns, das aber natürlich noch nicht dieser selbst ist. Vögel besitzen ein zweites Element: Wohlgefallen an Sprachlauten und an melodischen Tonfolgen. Manche auch Farbensinn, wenigstens Wohlgefallen an glänzenden Gegenständen. (Biologen erzählen von Vogelmännchen, die bunte Steinchen zusammentragen, ordnen, und das Weibchen in dem so geschaffenen Lustgarten „spazieren führen“. Solchen Anekdoten gegenüber muß man Skepsis bewahren, solange man nicht mit eigenen Augen beobachtet hat. Wundt erzählt von englischen Ameisenforschern, die Beerdigungszeremonien, Prinzessinnen und Hofmeisterinnen gesehen haben, und bemerkt, diese Phantasien seien von dem Worte „Königin“ suggeriert worden, mit dem man die Weibchen der Bienen und Ameisen zu bezeichnen pflegt.)

Elemente des Schönheitssinns kommen bei Tieren vor, aber es ist ein völlig absurder Gedanke, daß die Weibchen gewisser Vogelarten unter dem Einfluß ihres Farbensinns den Männchen das prachtvolle Federkleid angezüchtet hätten. Zunächst gilt von dieser Züchtung, was gegen die Entstehung der Schutzfarben durch Selektion eingewendet wird. Auf schmalen Gräsern lebende Raupen sollen gestreift sein, weil da die gestreiften weniger auffallen, darum weniger gefressen werden. Mag sein. Aber nun die Entstehung durch den Selektionsprozeß! Ein Streifen entsteht durch Aneinanderreihung von Punkten. Wenn an einer Stelle der Haut des Räupchens das grüne Pigment braunem Platz macht, so ist das noch lange keine Streifung, nützt ihm also nichts, im Gegenteil macht es der Punkt auffälliger. Soll ein Selektionsprozeß in Gang kommen, dann muß ein Zufall plötzlich einer Anzahl von Raupen dicht aneinanderliegende braune Pigmentflecke verliehen haben, die so gelagert sind, daß sie zwei Streifen bilden. Dann werden allerdings alle, bei denen die Zeichnung deutlich ist, besser geschützt sein, als die nur schwach gefärbten, wird darum vielleicht eine stark gefärbte Spezies erhalten bleiben, während die mattgefärbte oder grün gebliebene verschwindet. Also die schwachen Anfänge einer Färbung, die als Schutzfärbung wirken soll, schützen nicht, darum kann diese Schutzfärbung nicht durch einen Selektionsprozeß, wie sich ihn die Darwinianer denken, d. h. durch die Summierung unmerklicher Aenderungen im Verlaufe langer Zeiträume, entstanden sein. Bei der Schönheitszüchtung kommt noch hinzu, daß der Schönheitssinn der Weibchen den Prozeß leiten soll.

Was das heißt, muß man sich am Pfauenschwanze klar machen, der expreß zu dem Zwecke geschaffen zu sein scheint, diesen Selektionsgedanken ad absurdum zu führen, der aber jedenfalls die Bestimmung hat, den Menschen zum ästhetischen Sehen und künstlerischen Schaffen anzuleiten. Weismann denkt sich Körperchen, die, vom Keimplasma aus zur richtigen Zeit an die rechte Stelle gelangt, hier den Bau eines Körperteils von bestimmter Beschaffenheit leiten und nennt diese Körperchen Determinanten. Da jede Schuppe eines Schmetterlingsflügels erblich variieren kann, ohne daß ihre Nachbarinnen mit variieren, so muß jede ihre eigene Determinante haben, was für manche Schmetterlingsart 240 000 Beschuppungsdeterminanten ergibt. Ich weiß nicht, ob auch jede gefärbte Stelle des Pfauenschweifs heute noch variieren kann; ursprünglich muß es, die Entwicklung angenommen, der Fall gewesen sein, sonst hätte ja seine Malerei nicht entstehen können. Wieviel Millionen Determinanten mag also wohl der Pfauenschweif brauchen! (Es ist gleichgültig, ob der Determinantenhypothese irgendwelche Wirklichkeit zugrunde liegt oder nicht; sie ist aber am besten geeignet, den ungeheuer verwickelten Prozeß, der doch irgendwie vor sich gegangen sein muß, zu veranschaulichen.) Das einzelne Pfauenauge besteht aus mehr als hundert Strahlen von verschiedener Länge, deren jeder streckenweise goldig, blau, grün und braun in verschiedenen Schattierungen gefärbt ist, und zwar so, daß alle zusammen eng aneinandergelegt das bekannte sauber umrissene Bild ergeben. Nun denke man sich die Urpfauhenne, die am kurzen Schwänzchen des Gemahls

ein blaues oder grünes Pünktchen bemerkt und von da an keinen anderen Gemahl mehr annimmt als einen mit solchem Pünktchen geschmückten. Man denke sich eine Reihe von Millionen, vielleicht Billionen Pfauhennen, die unter dem unwiderstehlichen Zwange einer Schönheitsliebe, die den meisten menschlichen Weibern abgeht, mit einer phänomenalen Beharrlichkeit (sonst heißt's doch: donna è mobile) immer nur den Mann wählen, dessen Schwanzfärbung und Schwanzgestalt ein Schrittchen vorwärts zum Ziele bedeutet, das alle diese Pfauhennen, wie eine platonische Idee, in ihren winzigen Köpfchen getragen zu haben scheinen, bis sie endlich das Wunderwerk zustande gebracht haben: Verlängerung der Schwanzfedern in einem für das Tier unbequemen und die Flucht vor Feinden erschwerenden Maße, einen Muskelapparat, der die Schwanzfedern aufrichtet und fächerförmig auseinanderlegt, und eine solche Abmessung der Kiellängen und der gefärbten Strecken der Strahlen, daß beim Radschlagen das bekannte Bild herauskommt. Also diese Wunder sollen unter dem Einfluß des konstant wirkenden ästhetischen Wollens eines der dümmsten Tiere die Millionen Baumeisterchen, die im Dunkel der Zellen walten, in wunderbarer Einmütigkeit ihres Wollens und Wirkens zustande gebracht haben! Ehe ich dieses Wunder glaube, glaube ich lieber alle Lourdeswunder, und noch dazu die Wunder der indischen Gaukler, der Berliner Spiritisten, Gesundbeterinnen und Wahrsagerinnen.

Nur der Mensch, bei weitem nicht jeder Mensch, nimmt die Schönheit wahr, nur für ihn ist sie, ist auch die Pracht des Pfauenrades vorhanden. Schönheit offenbart ihm die Harmonie des Universums, die er als Wahrheit erkennen, in Kulturschöpfungen und in der sozialen Gerechtigkeit verwirklichen, als Schönheit genießen soll. Wenn Gefäße und Geräte schon dadurch schön werden, daß sie durchaus zweckmäßig geformt sind, so ist es nicht der Nutzen, den sie uns gewähren, was sie uns als schön erscheinen läßt, sondern ihre Uebereinstimmung mit sich selbst, die Angemessenheit an ihren Zweck, die immanente Zweckmäßigkeit, die auch den Organismen eine Art von Schönheit verleiht. Freilich beruht auf der Harmonie des Universums auch die Möglichkeit des organischen Lebens; darum vermag die Biologie Beiträge zu liefern zur Erkenntnis dieser Harmonie. Aber die Bedeutung dieser Harmonie für das Geistesleben darzustellen, ist nicht ihre Aufgabe, und die Mehrzahl ihrer heutigen Vertreter hat sich bemüht, diese Bedeutung herabzusetzen, zu entstellen, zu verhüllen, zu leugnen, so daß es wider ihren Willen geschehen ist, wenn sie die Aesthetik mit ihren Beiträgen gefördert haben. Seeck schreibt: „Warum hielt man die Buntheit des bemalten oder bekleideten Leibes für schöner als die natürliche Farbe der Haut? (Eine sehr schief formulierte Frage; „man" hielt und hält sehr oft die Fleischfarbe der weißen Rasse für die schönste aller Farben.) Warum empfindet man Musik als angenehm? (Wieder ungenau, da das Schöne keineswegs identisch ist mit dem Angenehmen.) . . . . . Alle diese Fragen hat bis jetzt keiner beantwortet (stimmt nicht ganz), und wenn einmal die Antwort gefunden wird, kann es nur der Physiologe sein, der sie gibt, nicht der psychologische Aesthetiker."

Der Physiologe kann nur helfen; das entscheidende Wort hat die psychologische Aesthetik zu sprechen, von der die Verflechtung des ästhetischen Genusses mit dem Geschlechtstriebe ein schwieriges und wichtiges Kapitel ausmacht. Unsterblicher Dank aber gebührt dem göttlichen Plato, der uns Wegführer geworden ist durch die Doppeloffenbarung, daß der Anblick des Schönen die Seele an ihre ewige Heimat erinnert, und daß der Eros im Schönen zeugen will.

Messel und Berlin.

Von

Robert Breuer.

Messels Bauten sind dem Beschauenden, dem in sie Eintretenden, noch immer zum Erlebnis geworden. Das könnte wie eine Phrase klingen, ist aber Wahrheit, und das schärfste Kriterium, das die Werke eines gereiften Empfindens von denen der rechnenden, selbst der vortrefflich rechnenden Konstrukteure, erst recht von denen der Handlanger, trennt. In der Tat, wie gleichgültig lassen uns die meisten der heutigen Bauprodukte; wir gehen an ihnen vorüber, wir gehen in sie hinein, wir wohnen in ihnen und haben dennoch von keinem eine klare Vorstellung, nahmen uns auch nie die Mühe, diese sich mit mehr oder weniger Nachdruck als Architektur gerierenden Dinge genau und hingebend zu betrachten. Wir werden nicht ergriffen, nicht fortgerissen; die Architektur hatte nicht die Macht, uns in ihren Lebenskreis zu ziehen, daß wir uns in ihr Lasten und Streben, in ihre Masse und ihren Rhythmus, in ihr Schweigen und in ihr Offenbaren einfühlten, daß wir in sie eintauchten. Wie man in die Akkorde der Musik niedertaucht, daß die Töne einen umfließen, einen das eigene Leben vergessen und die ästhetische Wallung als Wirklichkeit empfinden machen. Das eben ist es, was Messels Bauten zu leisten vermögen: sie heißen den Vorübergehenden, selbst den Hastenden aus der Menge der Großstadt, stillstehen und für einen Augenblick emporblicken, und entlassen ihn, um einen Wohlklang bereichert, erfüllt von Sehnsucht nach schöner, allem Zufall und jeder Wirrnis entwachsener Vollkommenheit. Es gibt gewiß nur wenige, die sich gebildet oder auch nur zivilisiert nennen, und die nicht schon einmal vor dem Wertheimbau die Idee des Kapitalismus und der konzentrierten Industrie erlebt hätten, abgeklärt und rein, als absolute Form. Sie vermochten vielleicht kaum, sich Rechenschaft zu geben von dem, was in ihnen und mit ihnen vorging, doch das kam ihnen zum Bewußtsein, daß ein männlicher und edler Wille in diesem Bauwerk das Gefühl organisierte, das sie selbst von dem neuen Berlin wie ein zum Dasein wollendes Ahnen in sich tragen. — Solches ist gewißlich keine Schwärmerei; wen Wertheim nicht besiegt,

der wird vor der Nationalbank oder vor dem neuen Hause der A. E. G. oder vor dem der Landesversicherungsanstalt sich ergeben müssen. Mit Worten freilich läßt sich hier wenig tun, man muß den Bauten gegenübertreten, man muß sie aufsuchen oder noch besser: von ohngefähr an sie geraten. Unerwartet angetroffen, werden Messels Architekturen zu den stärksten, gar nicht zu verkennenden Dominanten im Stadtbild des gegenwärtigen Berlins. Darum sollte jeder Eingeborene und jeder Fremde einen Spaziergang durch das Bankenviertel oder durch die Villenstraßen des Westens für nicht minder wichtig achten, als den Besuch der Museen und Ausstellungen. Im Tiergarten ist das Phänomen Messel von besonders geklärter und bei aller Diskretion von besonders bestimmter Art. Man spaziert gelangweilt und mißmutig zwischen diesen üblen Typen eines den Parvenüs verdingten Historizismus, nur zuweilen hält man inne, eines der wenigen noch stehen gebliebenen Gartenhäuser, um die der Epheu rankt und das Alter wittert, still zu genießen. Dann aber, etwa in der Viktoriastraße, oder in der Margaretenstraße, hält man ein, tief ergriffen, vor einem Gebäude, das den sterbenden Resten der alten Zeit verwandt scheint und doch unverkennbar zu uns gehört. Solch ein moderner Patriziersitz ist wie ein Nachkömmling aus ruhmreichem Blut, der durch die Liebe und die Magie eines Kundigen zu neuem und reicherem Leben berufen wurde.

* * *

Messel ist ein Erwecker und Umdeuter des Gewesenen. Er ist ein Fortsetzer, kein Erfinder. Niemand steht ihm ferner als die jungen Stürmer (die zum Teil gar nicht so viel jünger sind als er), die im Kampfe gegen eine lahm gewordene Tradition ohne Rücksicht auf die geschichtliche Logik neue Theorien und Dogmen aufrichteten. Dieser Gegensatz wird vielleicht nirgends fühlbarer als in Darmstadt. Dort, wo die erste Häuserkolonie des kunstgewerblichen Geschlechtes, wie ein apartes Spielzeug, wie ein Programm, aufgestellt wurde, hat Messel ein Museum gebaut. Was Olbrich, Behrens und die anderen auf der Mathildenhöhe zusammenbrachten, scheint uns heute schon durchaus unmöglich, und, was schlimmer ist, völlig aussichtslos. Mit unheimlicher Schnelligkeit hat das Alter diese Experimente der Jugend gezeichnet; wie ein verklungenes Puppenspiel, wie ein abgestandener Rausch sind diese Zeugen einer Revolution, die notwendig war, aber eben darum mehr schrie als schuf, mehr Keime streute als Früchte eintrug. Man steht ratlos und beunruhigt: gibt es von diesen tastenden Versuchen der Mathildenhöhe einen Weg, einen gangbaren und ans Ziel gelangenden Weg zu einer neuen Klassik? Man möchte es wünschen; aber, soviel man auch von den späteren Werken der damals Anfangenden aus der Erinnerung wachruft, man vermag nicht mit Sicherheit, mit Zuversicht einen krönenden Erfolg, einen Stil, zu erspähen. Und man kehrt um, läßt jene früheste, viel gerühmte Manifestation der modernen Genialität zurück, achtet sogar nicht einmal des erst 1908 erbauten Hochzeitsturmes von Olbrich, noch des Ausstellungsgebäudes

von Albin Müller, man kehrt um und geht zur Stadt zurück. Kommt man dann an das Schloß, so ist es, als tönte schwer und tief der Flügelschlag der Jahrhunderte. Der Geist von Generationen, von Vorübergegangenen, lastet auf den Mauern; die Architektur scheint der Welt abgekehrt, von schlafender Schönheit. Ganz still und bescheiden geworden, schlüpft man vorüber, beinahe gesenkten Hauptes. Und steht auf dem Schloßplatz. Und wie ein Chor der Erlösung, wie ein feierliches, stolzes Te Deum, wie ein Gloria des Wiedererstandenen, klingt und schwillt einem die Sinfonie des Museums entgegen. Die Schatten der Vergangenheit sind verflogen; im hellen Licht des Tages strahlt die Seele des alten Schlosses, geweckt, gewandelt, erobert von einem, der den vornehmsten Bedürfnissen der Gegenwart, den fernsten Träumen, dem kühnsten Wollen ein Erfüller ist. Eine große und seltene Glückseligkeit kommt über den Wanderer; die Unsicherheit, die Skepsis, die Angst, die Erregung, die er von der Mathildenhöhe mitbrachte, weicht einem vollen und starken Lebensgefühl . . . Wem solches geschah, wer auch nur einmal solche Transsubstantiation des Historischen in den höchsten Ausdruck des Zeitlichen, des gegenwärtig Möglichen, vor sich gehen sah, dem hat sich das letzte und heiligste Geheimnis der Kunst Alfred Messels erschlossen. — Messel war kein Eroberer, aber ein Sieger. Für die Konsequenz, mit der er seinem Ziele zuschritt, sind die Daten am deutlichsten in Berlin eingezeichnet. Welcher Weg, welcher Aufstieg von der kleinen Renaissancevilla des Jahres 1892 in der Tiergartenstraße, oder dem noch an Gabriel von Seidl mahnendem Volksspeisehaus in der Neuen Schönhauser Straße zu den gewaltigen Finanz-, Handel- und Industriepalästen, die durch ihren erworbenen Adel, ihren graden Herrensinn ein Symbol, vielleicht das einzige, der jungen Reichshauptstadt wurden.

Ein Brief Gogols.

Zum ersten Mal in deutscher Sprache mitgeteilt von

Dr. Buek.

„Ich verstehe nicht, wie du, ein solcher Menschenforscher und Menschenkenner, mir die gleichen törichten Fragen vorlegen kannst, auf die sich alle anderen so trefflich verstehen! Die gute Hälfte von ihnen bezieht sich darauf, was der Zukunft angehört. Was für einen Sinn hat bloß diese Neugierde? Nur eine Frage, die du stellst, ist klug und deiner würdig, und ich wünschte, daß auch andere Leute sie an mich gerichtet hätten, obwohl ich nicht weiß, ob ich sie auch vernünftig beantworten kann; ich meine die folgende: woher es nur komme, daß

die Helden meiner letzten Werke, besonders die der „Toten Seelen"*), trotzdem sie nichts weniger als naturgetreue Porträts von wirklichen existierenden Menschen, und obwohl sie an und für sich sehr wenig sympathisch und anziehend sind, unserem Herzen dennoch so nahe stehen, wie wenn die Seele bei ihrer Schöpfung beteiligt gewesen wäre? Noch vor einem Jahre wäre es mir peinlich gewesen, dir auf diese Frage zu antworten. Heute aber will ich es offen bekennen: die Helden meiner Werke stehen unserem Herzen darum so nahe, weil sie Schöpfungen der Seele, weil sie selbst Zeugen meiner seelischen Entwicklung sind. Um mich dir besser verständlich zu machen, will ich dir eine Definition von mir als Schriftsteller geben. Man hat viel über mich gesprochen und geschrieben und mich nach den verschiedenen Seiten meines Wesens zu ergründen gesucht, aber mein wahres Wesen hat man darum doch nicht ans Licht gebracht. Dieses kannte nur Puschkin allein. Er sagte mir immer, noch nie habe es einen Schriftsteller gegeben, der in so hohem Grade das Vermögen besaß, die Gemeinheit und Plattheit des Lebens mit so satten Farben zu schildern, die Hohlheit und Nichtigkeit eines gemeinen Menschen mit einer solchen Kraft zu zeichnen wie ich, so daß die ganze Kleinheit und Armseligkeit, die den meisten Menschen entgeht, jedem deutlich in die Augen springt. Das ist der Grundzug meines Wesens, und er fehlt in der Tat den meisten anderen Schriftstellern. Er hat sich mit der Zeit in mir noch vertieft, weil sich noch andere geistige Züge mit ihm verbunden haben. Aber das konnte ich damals nicht einmal Puschkin mitteilen. Dieser Grundzug hat sich mit besonderer Kraft in den toten Seelen offenbart. Die toten Seelen haben nicht darum in Rußland solch' ein Grauen hervorgerufen und so ein Aufsehen gemacht, weil sie irgendwelche furchtbare Wunden oder innere Krankheiten an den Tag gebracht, oder ein erschütterndes Bild vom Triumph des Bösen und von den Leiden der Unschuld entworfen hätten. O nein. Meine Helden sind durchaus keine Bösewichter, wenn ich einem jeden von ihnen nur einen einzigen guten Zug mitgeteilt hätte, der Leser hätte sich sicher mit ihnen ausgesöhnt. Aber die Armseligkeit und Gemeinheit des Ganzen flößte dem Leser Schrecken ein. Was ihn mit solch einem Grauen erfüllte, war dieses, daß bei mir ein Mensch kleinlicher und elender war als der andere, daß es unter ihnen auch nicht eine tröstliche Erscheinung, keinen einzigen Ruhepunkt gab, an dem man hätte aufatmen können, an dem der arme Leser sich erholen und Mut schöpfen konnte, und daß es einem, wenn man das Ganze gelesen hatte, so vorkam, als trete man aus einem dumpfigen Kellergewölbe wieder in Gottes freie Welt hinaus. Man hätte es mir eher vergeben, wenn ich irgendein malerisches Ungeheuer gezeichnet hätte, — die Jämmerlichkeit und Gemeinheit aber hat man mir nicht verziehen. Das, wovor der Russe erschrak, das war

*) Eine deutsche Gesamtausgabe der Werke Gogols, deren zwei erste Bände die „Toten Seelen" enthalten und bereits im Druck vorliegen, erscheint im Verlage von Georg Müller, München.

seine Nichtigkeit, sie war ihm weit schrecklicher, als all seine Mängel und Laster! Ist das nicht eine außerordentliche Erscheinung? Fürwahr, dieser Schrecken ist etwas Herrliches! Wer einen solchen Ekel und Widerwillen vor dem Kleinen und Nichtigen empfindet, in dem liegt sicherlich das Gegenteil von aller Kleinheit und Nichtigkeit verborgen. Dies also ist mein größter Vorzug, und ich wiederhole, er hätte sich nicht mit einer solchen Kraft in mir entwickelt, wenn nicht meine eigene geistige Stimmung und die Geschichte meiner Seele hinzugekommen wären. Keiner meiner Leser wußte, daß er über mich selbst lachte, während er über meine Helden zu lachen glaubte.

Ich hatte kein einzelnes großes Laster, das all' meine übrigen Untugenden um Haupteslänge überragte, ebenso wenig wie ich irgendeine vorbildliche Tugend besaß, die mir ein besonders anziehendes Aeußere verliehen hätte, dafür aber vereinigte ich in mir alle Scheußlichkeiten, die es nur gibt, ich besaß zwar von jeder nur ein wenig; aber sie waren in solch einer Menge vertreten, wie ich es noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen habe. Gott hat mir eine vielseitige Natur gegeben. Er hat mir bei meiner Geburt auch manche guten Keime eingepflanzt, der beste jedoch, für den ich ihm nicht genug zu danken vermag, ist der Wunsch, besser zu werden. Ich habe meine schlechten Seiten nie geliebt, und wenn es die himmlische Liebe Gottes nicht so gefügt hätte, daß sie sich nur langsam und allmählich vor mir enthüllten, statt sich mir plötzlich und mit einem Schlage zu offenbaren, als ich noch keine Vorstellung von seinem unendlichen Mitleid besaß — dann hätte ich mich sicherlich erhängt. Aber in dem Maße, als ich sie in mir entdeckte, verstärkte sich durch eine wunderbare höhere Eingebung der Wunsch in mir, mich von ihnen zu befreien; es war ein außergewöhnliches seelisches Erlebnis, das mich dazu führte, sie meinen Helden mitzuteilen. Was dies für ein Erlebnis war, dieses darfst du nicht erfahren; wenn ich glaubte, daß es jemand nützen könne, hätte ich es schon längst bekannt gemacht. Von diesem Augenblick an begann ich, meine Helden über ihre eigene Gemeinheit hinaus auch noch mit meinen persönlichen Scheußlichkeiten auszustatten. Das geschah folgendermaßen: ich nahm eine schlechte Eigenschaft, die ich bei mir selbst fand, untersuchte, welche Formen sie in einem anderen Beruf, Stand oder Lebenskreise annimmt, versuchte es, sie als meine Todfeindin darzustellen, die mich aufs empfindlichste beleidigt hat, und verfolgt sie mit Haß, Spott und allem, dessen ich noch sonst fähig war. Wenn jemand all die Ungeheuer gesehen hätte, die meine Feder im Anfang erschuf, er hätte vor Entsetzen gezittert. Ich brauche dir nur zu erzählen, daß Puschkin, als ich ihm die ersten Kapitel der Toten Seelen vorlas (er hatte sonst stets gelacht, wenn ich ihm etwas vortrug, denn er lachte gern und von Herzen) immer finsterer und finsterer wurde, bis sich sein Gesicht zuletzt vollkommen verdüsterte. Als ich geendigt hatte, sagte er mit einem tiefen Schmerz in der Stimme: Gott wie grauenhaft trostlos und traurig ist doch unser Rußland. Dieser Ausspruch überraschte mich. Puschkin, der Rußland so gut kannte, hatte nicht bemerkt,

daß dies alles nur eine Karikatur, ein Produkt meiner Phantasie war. Und jetzt erst erkannte ich, was eine Sache bedeutet, die einem aus dem Herzen geflossen ist, was geistige Wahrheit ist, und in was für einer erschreckenden Gestalt man die Finsternis und den furchtbaren Mangel an Licht darstellen kann. Seit dieser Zeit dachte ich nur noch daran, wie ich den niederschmetternden Eindruck der Toten Seelen mildern könnte. Ich sah, daß vieles Schlechte des Hasses nicht wert, und daß es besser ist, es in seiner Nichtigkeit und Armseligkeit darzustellen, die in alle Ewigkeit sein Teil ist. Ferner wollte ich sehen, was die Russen sagen würden, wenn man ihnen ihre eigene Häßlichkeit und Gemeinheit vor Augen führte. Nach einem Plan, der mir schon lange vorschwebte, brauchte ich für meinen ersten Teil lauter kleine und armselige Menschen. Diese elenden Menschen sind jedoch keineswegs Porträts nach lebendigen Personen, ich habe vielmehr in ihnen die Züge all der Leute gesammelt, die sich für besser halten, als die anderen; allerdings habe ich sie aus Generälen zu gemeinen Soldaten gemacht. Hier finden sich außer Zügen von mir selbst, noch viele solche von meinen Freunden und sogar einige von dir. Ich werde dir das später zeigen, wenn die Zeit gekommen sein wird, bis jetzt ist das noch mein persönliches Geheimnis. Ich mußte allen guten Menschen, die ich kannte, alles Häßliche und Gemeine nehmen, das sie zufällig erworben hatten, und es ihren rechtmäßigen Besitzern wiedergeben. Frage nicht, warum der erste Teil von nichts anderem handelt als von Elend, Armseligkeit und Gemeinheit, und warum alle handelnden Personen, bis auf die letzte, so trivial und gemein sind. Die Antwort hierauf wirst du in den folgenden Bänden finden. Das ist das Ganze! Der erste Teil hat trotz all' seiner Unvollkommenheiten seine Aufgabe erfüllt, er hat allen Menschen einen wahren Ekel und Widerwillen gegen meine Helden und gegen ihre Armseligkeit eingeflößt, er hat in uns etwas wie Schmerz und Unwillen gegen uns selbst erzeugt. Fürs erste genügt mir das. Dies alles wäre mir natürlich noch viel besser gelungen, wenn ich mich nicht so sehr mit der Veröffentlichung beeilt, und wenn ich das Ganze noch sorgfältiger und gründlicher bearbeitet hätte. Meine Helden haben sich noch nicht völlig von mir abgelöst, und daher auch noch nicht die rechte Selbständigkeit erlangt. Ich habe sie noch nicht fest genug auf den Boden gestellt, auf dem sie stehen sollten, noch sind sie nicht recht heimisch geworden in dem Kreis unserer Sitten, noch wurzeln sie nicht tief genug in dem eigentlich russischen Leben. Noch ist das ganze Buch nicht viel mehr als eine Frühgeburt, aber sein Geist hat sich doch schon unsichtbar verbreitet, und selbst sein verfrühtes Erscheinen kann mir dadurch nützlich werden, daß es meine Leser veranlassen kann, mir all meine Fehler nachzuweisen, die ich bei der Schilderung der gesellschaftlichen und privaten Verhältnisse Rußlands begangen habe. Wenn **du** zum Beispiel, statt mir unnütze Fragen zu stellen, (mit denen du mehr als die Hälfte deines Briefes angefüllt hast, und die zu nichts führen, außer zur Befriedigung einer müßigen Neugierde), wenn du alle vernünftigen und sachlichen Bemerkungen und Einwände, die über mein Werk laut

werden, deine eigenen sowohl, als auch alle möglichen fremden, die von klugen Menschen herstammen, welche gleich dir Erfahrung genug besitzen und mitten in einem tätigen Leben stehen, sammeln, und ihnen eine Reihe von Anekdoten und tatsächlichen Begebenheiten beifügen wolltest, die in eurem Kreise oder in eurer Provinz vorgefallen sind, — sei es nun, daß sie mein Buch in einem seiner Teile widerlegen oder bestätigen —, dann tätest du ein wahrhaft gutes Werk, und ich würde dir von Herzen dankbar sein. Wie würde sich dadurch mein Horizont erweitern! Wie würde das meinen Kopf erfrischen, und wieviel leichter würde die Arbeit von statten gehen! Aber das, worum ich bitte, will kein Mensch tun, niemand hält meine Bitten für ernst und wichtig genug, und jeder respektiert nur seine eigenen; andere wieder verlangen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit von mir, ohne selbst zu wissen, was sie verlangen. Und was soll bloß diese müßige Neugierde, diese törichte unnütze Hast, die, wie ich sehe, auch dich angesteckt hat? Sieh doch, wie in der Natur alles würdig und weise nach wohlgefügten Gesetzen von statten geht, und wie vernünftig eines aus dem anderen folgt! Nur wir allein machen uns, Gott weiß warum, soviel unnütze Unruhe. Alles eilt und hastet wie im Fieber. Hast du dir denn deine Worte auch ordentlich überlegt? „Es ist absolut notwendig, daß wir den zweiten Band erhalten.“ Soll ich mich denn bloß deswegen, weil alle Leute mit mir unzufrieden sind, mit dem zweiten Bande beeeilen? Das wäre doch ebenso dumm, wie das, daß ich mich mit dem ersten zu sehr beeilt habe. Bin ich denn schon ganz um mein bißchen Verstand gekommen? Ich brauche diesen Unwillen und diese Unzufriedenheit ja. Wenn die Menschen unwillig über mich sind, werden sie mir doch wenigstens irgend etwas sagen. Und woraus schließt du nur, daß der zweite Band jetzt ein dringendes Bedürfnis geworden ist? Hast du etwa in meinen Kopf hineingeblickt, fühlst du, was das Wesen dieses zweiten Bandes ausmacht? Deiner Ansicht nach braucht man ihn jetzt, während ich glaube, daß er nicht früher, als nach zwei Jahren, erscheinen sollte, und auch dies bloß, wenn man die Umstände und den Gang der Zeit berücksichtigt. Wer von uns hat nun recht? Der, in dessen Kopf der zweite Band fertig dasteht, oder der, der noch nicht einmal weiß, was seinen Inhalt bildet? Was das jetzt für eine seltsame Mode ist, die neuerdings in Rußland aufgekommen ist! Der Mensch liegt selbst auf der faulen Haut, will selbst nichts tun und spornt die anderen zur Tätigkeit an; als ob jeder andere sich aus allen Kräften anstrengen müßte, vor Freude darüber, daß sein Freund müßig auf dem Rücken liegt! Kaum erfährt man, daß irgendein Mensch mit einer ernsten Sache beschäftigt ist, so treibt man ihn schon überall zur Eile an, und dann schilt man ihn noch, wenn er es schlecht macht; dann heißt es: Warum hast du dich so beeilt? Aber ich schließe meine Predigt. Auf deine kluge Fragen habe ich geantwortet; ich habe dir sogar gesagt, was ich bis heute noch keinem einzigen Menschen gesagt habe. Glaube, bitte, nach diesem Bekenntnis nicht, daß ich ebenso ein Ungeheuer bin, wie meine Helden. Nein, ich gleiche ihnen nicht. Ich liebe das

Gute, ich suche es aus allen Kräften, und meine Seele glüht für alles Schöne und Hohe, ich liebe meine Schändlichkeiten nicht und suche nicht, sie festzuhalten, wie meine Helden; ich liebe nicht das Gemeine in mir, das mich von dem Guten fernhält. Ich kämpfe gegen es an und werde gegen es ankämpfen, bis ich es ganz ausgetrieben habe, und dabei wird Gott mir helfen. Es ist ganz falsch, was törichte weltlich gerichtete Menschen behaupten, daß der Mensch nur erzogen werden könne, so lange er noch in der Schule sitzt, und daß er später keinen Charakterzug mehr in sich verändern könne; nur in einem törichten weltlich gesinnten Schädel konnte ein so dummer Gedanke entstehen. Ich habe mich schon von vielen meiner Scheußlichkeiten befreit,. indem ich sie auf meine Helden übertrug, sie in ihnen verspottete und auch andere zwang, über sie zu lachen. Ich bin schon manche von ihnen los geworden, indem ich ihnen ihr verlockendes Aeußeres, ihre ritterliche Maske nahm, dank der jedes von unseren Lastern keck durch die Welt geht, ich habe sie neben daß Häßliche gestellt, das allen sichtbar ist. Wenn ich mich in der Beichte vor Ihm prüfe, der mich in die Welt gesandt hat und Der mir befahl, mich von meinen Fehlern zu befreien, dann erkenne ich viele Laster in mir, aber es sind nicht mehr dieselben wie im vergangenen Jahr, eine heilige Kraft half mir, mich von ihnen zu befreien. Dir aber rate ich, diese Worte nicht unbeachtet verhallen zu lassen, sondern wenn du meine Briefe gelesen hast, einen Augenblick allein zu bleiben, alles andere eine Weile zu vergessen und gründlich in dich selbst hineinzublicken, indem du dein ganzes Leben an dir vorüberziehen läßt, und dann die Wahrheit meiner Worte einer Prüfung zu unterziehen. In dieser meiner Antwort wirst du, wenn du näher zusiehst, auch eine Antwort auf deine übrigen Fragen finden, und du wirst erkennen, warum ich bisher dem Leser nicht auch die tröstlichen Erscheinungen gezeigt, und mir keine tugendhaften Menschen zu Helden erwählt habe. Solche kann man nicht frei aus dem Kopfe erfinden. Solange man ihnen nicht im geringsten selbst gleicht, so lange man sich nicht durch Hartnäckigkeit, Beständigkeit einige gute Eigenschaften erobert hat — wird alles, was die Feder niederschreibt, tot und leblos und von der Wahrheit entfernt bleiben, wie der Himmel von der Erde. Ich habe diese Schreckgespenster nicht erfunden — diese Schreckgespenster haben meine eigene Seele gewürgt und gedrückt: Nur was lebendig in meiner Seele lebte, ist frei aus ihr herausgeströmt."

Der Einzug in Jerusalem.

Von Hans Benzmann.

Wie ausgestorben liegt die Stadt, allein
fast wie erwartungsvoll im warmen Schein
der Frühlingssonne, die von Turm und Zinnen
läßt blankes Gold in alle Gassen rinnen.
Und von den Gärten kommt ein Ruch von Flieder,
die Schwalben tauchen zwitschernd auf und nieder —
Wo aber sind die Menschen? — Der Soldat,
der vor des Königs Schloß die Wache hat,
sieht sich verwundert um — Was ist denn los?
Wo bleibt das Volk? Kein Lärmen, kein Getos . . .
Nur eine Alte kommt vergnügt daher —
„Ja ja, er wundert sich, s'ist alles leer —
heut sind sie alle draußen, heut kommt Er!"
„Wer, wer?" „Schafkopf!" ruft sie und äfft ihn: „Der! . . .
Hörst du die Harfen nicht hoch in der Luft?" . . .
Er lauscht, wahrhaftig, etwas klingt und ruft!
Und wie er lauscht, riecht er den süßen Fliederduft, —
stellt sich breitspurig in den Sonnenschein
und fühlt die warme Kraft in Mark und Bein, —
sein Rüstzeug gleißt und glänzt wie pures Gold,
als ständ' der Kriegsgott selber hier in Sold . . .

Indes dringt aus der Ferne ein Gesang
von vielen Menschen, ein verworrner Klang
von Rufen, — horch! schon hallen laut die Tore
und Brücken wider von dem schwellenden Chore.
Schalmeien und Flöten zwitschern helle,
locken die Stubenhocker aus der Zelle, —
schon klingen Fenster hier und dort, die Alten
die Brillen eifrig auseinander falten
und schauen mit den grauen Wackelköpfen
hinab aus Sonnenschein und Blumentöpfen.
Und Laufen rings, Pantoffel klipp und klapp,
und Türen auf und zu, und Treppen auf und ab,
und Hunde bell'n und Hündchen, und die Menge
schwillt mächtig an, und über dem Gedränge
entrollen sich die bunten schlanken Fahnen
und schlagen in die Lüfte breite Bahnen —
und nun, nun ist der Zug ganz nah, ganz nah —
Hosianna dem Sohne Davids! schallt es da
aus allen Straßen, von den Dächern, Türmen,
und ihm entgegen alle Herzen stürmen!
Ein Jauchzen ist's, ein Geigen, Cymbelnklingen
und Harfenbrausen und ein Kindersingen —

ALFRED MESSEL / AUFGANG ZUM BERLINER GEBÄUDE DER A. E. G.

ALFRED MESSEL STALLGEBÄUDE EINER VILLA IN DER BERLINER MARGARETENSTRASSE.

Hosianna dem Sohne Davids! . . . Palmenschwingen:
Da ist er . . . auf dem grauen Eselein, — sein Haar
glänzt hell im Sonnenschein, sein Augenpaar
sieht lächelnd auf die Kinder nieder,
und fast beschämt, fast überrascht und still
senkt sich sein schlichtes Antlitz immer wieder —
jedoch der Jubel nimmer enden will . . .
Und hinter ihm ergießet sich der Schwarm
des Volkes, Alt und Jung und Reich und Arm,
der Duft der Blumen mischt sich dem Geruch
des Elends, Kinderunschuld mit dem Fluch
des Sünders, — also gingen sie dahin
gar tiefbeglückt und mit befreitem Sinn,
von Neid, von Hader, allem Haß genesen,
hingebend sich der Liebe hohem Wesen . . .
Und wo der Zug hinkam, floß ihm die Fülle
der Seelen zu aus banggehegter Stille, —
und der Gelehrte kam, es kam der Dichter,
und all der andern, der Abtrünnigen Gelichter,
die Träumer, die Propheten, die Erretter,
die Heimatlosen, Ketzer, Spötter, —
sie kamen mit dem vierten Stand,
dem Arbeitsmanne, Hand in Hand, —
der Trinker kam aus der Taverne
und der Soldat aus der Kaserne, —
so kam das ganze Volk allmählich
und ward in einem Glauben selig.
Und ganz zuletzt, als schon der Zug
kaum mehr den Namen Christi trug,
kam auch der König aus dem Schloß
und mit ihm ein gewaltiger Troß
von Würdenträgern, Generälen,
von Millionären, Kardinälen! . . .
Und immer noch wuchs das Gedränge,
kaum ein Jahrtausend faßt die Länge, —
und als es schien, als ob der Chor
sich endlich in der Welt verlor,
gab's irgendwen am Eingangstor,
der aus der Fern' zu hören meinte,
daß wieder sich der Zug vereinte
mit altem Namen, altem Sinn
zu ewig neuem Urbeginn —
und näher käm' und Magd und Mann
und Knecht und König nähm' in Bann, —
wie alles sich in einem Kreis
gar klug zu wiederholen weiß . . .

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Lesbia setzt sich, mit der Times in der Hand: Na, mich hat Ihre Pfeife so stark gemacht, daß ich Ihnen jetzt sagen kann, warum ich ein altes Mädel werden will.

Der General, (sich ihr lebhaft nähernd): Sagen Sie das nicht, Lesbia. Es ist nicht natürlich: es ist nicht recht: es ist —

Lesbia, (ihn fortfächelnd): Nein: nicht noch näher, Boxer, ich bitte (Er weicht entmutigt zurück) Es mag nicht natürlich sein; aber es kommt vor. Sie werden eine ganze Menge Frauen meines Schlages finden, wenn Sie sich die Mühe geben wollen, sich nach ihnen umzusehen: Frauen, die sehr viel Charakter und Geld haben, gut aussehen und mit Anträgen verfolgt werden, aber nicht heiraten wollen und sich nicht verheiraten. Können Sie erraten warum?

Der General: Ich kann es verstehen, wenn „ein anderer" da ist.

Lesbia: Ja; aber es ist kein „anderer" da. Glauben Sie übrigens, daß ich in meinem Alter noch glaube, daß der Unterschied zwischen einem anständigen Mann und einem anderen ein Kopfzerbrechen wert ist?

Der General: Das Herz hat seine Neigungen, Lesbia. Ein Bild, und nur eines prägt sich unauslöschlich —

Lesbia: Ja. Verzeihen Sie, daß ich Sie so oft unterbreche; aber Ihre Gefühle sind immer so korrekt, daß ich weiß, was Sie sagen wollen, ehe Sie zu Ende sind. Sehen Sie, Boxer, jeder ist nicht wie Sie. Sie sind ein sentimentaler Hans Narr; Sie sehen die Frauen nicht, wie sie wirklich sind. Sie sehen mich nicht, wie ich wirklich bin. Na, ich sehe die Männer, wie sie wirklich sind. Ich sehe auch Sie, wie Sie wirklich sind.

Der General, (murmelnd): Nein, sagen Sie das nicht, Lesbia.

Lesbia: Ich bin ein regelrechtes altes Mädchen. Ich nehme es mit meinen Besitzständen sehr genau. Ich will mein eigenes Haus und will es für mich selbst haben. Ich habe einen sehr ausgebildeten Sinn für Schönheit, Schicklichkeit, Reinlichkeit und Ordnung. Ich bin stolz auf meine Unabhängigkeit und darauf eifersüchtig. Ich habe Verstand genug, um eine sehr gute Gesellschaft für mich abzugeben, wenn ich viele gute Bücher und Musik habe. Das einzige Ding, das ich niemals ertragen könnte, ist ein großer Tölpel, der in meinem Haus überall herumraucht und in seinem Stuhl nach dem Essen einschläft und alles in Unordnung bringt. Uh —!

Der General: Aber die Liebe —

Lesbia: Oh, die Liebe! Haben Sie keine Phantasie? Glauben Sie, daß ich niemals in wunderbare Männer verliebt gewesen bin — in Helden! Erzengel! Prinzen! Weise! selbst in verführerische Schurken! und die seltsamsten Abenteuer mit ihnen gehabt hab'? Wissen Sie, was es heißt, danach einen bloß wirklichen Mann zu betrachten — einen Mann, dessen Stiefel in jeder Ecke stehen und dessen Tabak man in jedem Vorhang riecht?

Der General, (etwas verblüfft): Na aber — entschuldigen Sie, daß ich das erwähne — wünschen Sie sich denn keine Kinder?

Lesbia: Ich wollte eigentlich Kinder haben. Ich dürfte Kindern eine gute Mutter sein. Ich glaube, daß es sich für das Land sehr lohnen würde, mich sehr gut zu entlohnen, damit ich Kinder haben könne. Aber das Land sagt mir, daß ich ohne einen Mann auch kein Kind im Hause haben könne; so sage ich dem Lande, daß es sich ohne meine Kinder wird behelfen müssen. Wenn ich eine Mutter sein soll, kann ich wahrhaftig nicht auch noch einen Mann brauchen, mit dem lästigen Anliegen: ich solle daneben auch noch Weib sein.

Der General: Meine liebe Lesbia: Sie wissen, ich bin nicht gerne unverschämt, aber das sind keine korrekten Ansichten. Eine englische Dame sollte sie lieber nicht aussprechen.

Lesbia: Deshalb spreche ich sie ja auch nicht aus, ausgenommen Herren gegenüber, die sich mit keiner anderen Antwort zufrieden geben. Die Schwierigkeit, sehen Sie, besteht nämlich darin, daß ich wirklich eine englische Dame und besonders stolz darauf bin, eine zu sein.

Der General: Davon bin ich überzeugt, Lesbia; ganz überzeugt. Ich habe niemals gemeint —

Lesbia, (ungeduldig aufstehend); Oh mein lieber Boxer, bitte versuchen Sie über etwas anderes nachzudenken als darüber, ob Sie mich vielleicht beleidigt haben und ob Sie als englischer Gentleman das Korrekte tun. Sie sind ohne Fehler und sehr langweilig. (Sie zuckt mit den Schultern unduldsam und geht hinüber zur anderen Seite der Küche.)

Der General, (traurig): Ha! das ist's, was mir fehlt: Klugheit. Ein dummer, armer, alter Soldat.

Lesbia: Die ganze Sache ist sehr einfach. Ich bin, wie gesagt, eine englische Dame, womit ich sagen will, daß ich angelernt wurde, ohne das auszukommen, was ich nicht zu ehrenhaften Bedingungen haben kann, einerlei was immer es sei.

Der General: Ich verstehe Sie wirklich nicht, Lesbia.

Lesbia, (sich ihm zuwendend): Warum um des Himmels willen wollen Sie denn eine Frau heiraten, die Sie nicht verstehen?

Der General: Das weiß ich nicht. Ich glaube, weil ich Sie liebe.

Lesbia: Hören Sie, Boxer, Sie dürfen mich lieben so viel

Sie wollen, vorausgesetzt, daß Sie dabei glücklich aussehen und mich nicht langweilen. Aber Sie dürfen mich nicht heiraten; und damit basta.

Der General: Es ist so entsetzlich schwer, die Sache mit Ihnen zu besprechen, ohne durch Ueberschreitung der Grenzen des guten Geschmacks Ihr Zartgefühl zu verletzen. Aber sicherlich gibt es Stimmen der Natur —

Lesbia: Machen Sie sich nicht lächerlich, Boxer.

Der General: Na, wie soll ich es ausdrücken? Zum Teufel, Lesbia, wünschen Sie sich keinen Gatten?

Lesbia: Nein. Ich will Kinder haben; und ich will mich ausschließlich meinen Kindern widmen und nicht ihrem Vater. Das Gesetz erlaubt mir das nicht; so habe ich denn beschlossen, weder einen Gatten noch Kinder zu haben.

Der General: Aber um des Himmels willen, die natürlichen Begierden —

Lesbia: Wie ich schon vorhin sagte, eine englische Dame ist nicht die Sklavin ihrer Begierden. Das scheint ein englischer Gentleman nicht kapieren zu können. (Sie setzt sich an das Ende des Tisches, der Tür des Arbeitszimmers zunächst.)

Der General: (trotzig): Nun gut, wenn Sie nein sagen, sagen Sie nein. Ich werde Sie nicht wieder fragen. Ich bedaure, wieder davon angefangen zu haben. (Er zieht sich an den Kamin zurück und pflanzt sich dort auf, verletzt und stolz.)

Lesbia: Seien Sie nicht böse, Boxer.

Der General: Ich bin nicht böse, nur verletzt, Lesbia. — Und wenn Sie so sprechen, überzeugen Sie mich nicht, ich bin dann nur in der größten Verlegenheit.

Lesbia: Na, Sie kennen ja unsere Familienregel. Wer in Verlegenheit ist, fragt den Gemüsehändler um Rat. (Sehr gelegen kommt Collins durch den Turm herein.) Da ist er.

Collins: Tut mir leid, daß ich so viel ein- und ausgehen muß, gnädiges Fräulein. Ich dachte, Frau Bridgenorth sei hier. Der Tisch für das Frühstück ist jetzt fertig, wenn die Gnädige ihn vielleicht in Augenschein nehmen möchte.

Lesbia: Wenn Sie zufrieden sind, Collins, wird sie es sicher auch sein.

Der General: Apropos, Collins, ich denke, man hat Sie zum Stadtrat ernannt.

Collins: Ja, Herr General.

Der General: Wo ist denn Ihr Amtskleid?

Collins: Ich trage es im Privatleben nicht, Herr General.

Der General: Warum nicht? Schämen Sie sich dessen?

Collins: Nein, Herr General, um die Wahrheit zu sagen, bin ich stolz darauf. Ich kann nicht anders.

Der General: Hören Sie mal, Collins. Kommen Sie her. (Collins kommt zu ihm) Sehen Sie meine Uniform — alle meine Orden?

Collins: Ja, Herr General. Sie fallen einem ins Auge, das will ich meinen.

Der General: Das sollen sie auch. Sehr schön. Sie wissen doch, daß die Dienste, die Sie dem Gemeinwesen als Gemüsehändler leisten, ebenso wichtig und ehrenvoll sind, wie die meinen als Soldat, nicht?

Collins: Es ist für mich sicher sehr ehrenvoll, wenn Sie das sagen, Herr General.

Der General, (nachdrücklich): Sie wissen doch auch, daß ein Mann, der in Ihren Arbeits- oder bürgerlichen Kleidern etwas Lächerliches oder Unmännliches oder Unpassendes sähe, kein Gentleman sondern ein hüpfender, springender, schnarchender Kaffer wäre?

Collins: Unter uns, ja das ist auch meine Ansicht, Herr General.

Der General: Warum ehren Sie dann nicht die Hochzeit meiner Nichte dadurch, daß Sie Ihre Amtskleidung tragen?

Collins: Geschäft ist Geschäft, Herr General. Frau Bridgenorth schickte um den Gemüsehändler und nicht um den Ratsherrn. Es ist ebenso unangenehm mehr als ausgemacht zu erhalten wie weniger.

Der General: Aber hier ist sie sicherlich meiner Meinung. Ich lege Wert darauf als Bestätigung der Solidarität im Dienste der Allgemeinheit. Der Schurz des Bischofs, meine Uniform, Ihr Amtskleid: die Kirche, die Armee, und die Stadtverordnung.

Collins, (sich zurückziehend): Sehr wohl, Herr General. (Er wendet sich auf seinem Weg zum Turm fragend zu Lesbia) Ich bin neugierig, was meine Frau dazu sagen wird, gnädiges Fräulein?

Der General: Was! Schämt sich Ihre Frau Ihrer Amtstracht?

Collins: Nein, Herr General, sie schämt sich ihrer nicht. Aber sie gibt mir das Geld dafür nicht gern und sie fürchtet, daß die Aermel in die Sauce geraten könnten.

Frau Bridgenorth, all ihrer Sanftmut bar, kommt mit einem Brief herein und stürmt an Collins vorüber zwischen Lesbia und den General.

Frau Bridgenorth: Lesbia! Boxer! das ist eine schöne Geschichte! (Collins geht diskret hinaus.)

Der General: Was ist los?

Frau Bridgenorth: Reginald ist in London und will zur Hochzeit kommen.

Der General, (sprachlos): Kreuzhimmeldonnerwetter!

Lesbia: Oh ganz recht, laß ihn nur kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Der Friede ist gerettet! Verwüstungen ärgster Art haben die Pessimisten und Baissespekulanten heimgesucht; das Antlitz der Börse läßt sich nicht wieder erkennen. Es war eine zwiefache Hausse! Zuerst jener heftige Aufschwung, als das nicht einmal zähneknirschende Nachgeben Serbiens endlich jede Kriegsangst wegfegte. Und als einige Tage später selbst sehr ernste Bankiers in Berlin die Kurse bereits als auskömmlich hoch ansahen, ihre Freunde daher vom Kaufen tatsächlich abrieten, abermals ein kräftiges Aufwärts. Welche Umstände trafen da nicht alle zusammen! Schleunige Deckungen unserer eigenen Spekulation, gewaltsame Deckungen für Rechnung des überaus verfixten Wiens, sowie auch nur zu begreifliche Meinungskäufe. Sodann kamen die österreichischen Kapitalisten heran, die auf hochernste Zeiten zu disponieren gehabt hatten. Sie mußten viele Wochen lang ihre Papiere fortwerfen; und soliderweise suchten sie dieselben nunmehr, wenn auch höher, wieder anzuschaffen. Auf solche Vernunft setzte die Phantasie noch einen Trumpf. Es wurde die Idee von der Ueberkraft der zwei Zentralmächte zu einer Art von patriotischem Dogma, das sich sehr bald auch unseres Kurszettels bemächtigte, noch bevor die Bank von England ihren Zinsfuß heruntersetzte. Denn man vergesse nicht: das Publikum will spielen! Nur in diesem Zeichen siegt jetzt die Hausse, von der erfahrene Geschäftsleute behaupten, daß das Ende dieses Fiebers noch gar nicht abzusehen sei. Die weitesten Kaufkreise haben sich aufgetan, und wenn Herr Erzberger im Reichstage sie als verführte Mittelstände bedauert, so kaufen sie erst recht. Dabei ist es mit der Stimulanz durch das sehr leichte Geld anfangs noch gar nicht so weit her gewesen; die Flüssigkeit tritt jetzt erst ein. Eine ganz andere Stimulanz bedeutet es aber, wenn eine Firma, wie Wiener-Levy, tagelang in den größten Posten Diskonto-Kommandit kauft, so daß alle Welt glauben muß: es gehe etwas ganz Besonderes vor. Entweder Ausgabe von jungen Aktien, oder Verkauf des Secteurs Clichy in Paris, der als einer der besten dort bekanntlich jahrelang die Druckluft Popp mit alimentiert hat. Jene Riesenkäufe wurden närrischerweise auch von vielen als bloße Deckungen angesehen, als ob es eine derartige Kontermine überhaupt geben könnte. Vielleicht haussierte die ebengenannte Firma unser leitendes Spekulationspapier aus keinem anderen Grunde, als um für eine ganze Reihe kleinere Papiere glattere Bahn herzustellen, da doch besonders bei Industrieaktien fast sämtliche Marktberichte noch entschieden schlecht lauten. Um Tendenz für weniger gehandelte Aktien zu machen, hat man von jeher die meistgehandelten hinaufgesetzt. Auffallend ist noch, daß die Deutsche Bank vielfach lange Stellagen auf allgemeine Elektrizität genommen hat. Sie muß also große Kunden haben, die etwas wissen, zugleich jedoch vorsichtig genug sind, vorübergehende Abschwächungen dieser neuesten Strömung mit in Erwägung zu ziehen. Kurz vor dem unblutigen Siege Aehrenthals, als die Depression am ärgsten, war gerade die Nachricht eingetroffen von dem glänzenden Licht- und Kraftvertrag der Rheinischen Schuckertwerke mit 100 rheinhessischen Gemeinden. Indessen mußten an diesem Tage Siemens-Schuckert 3, A. E.-G. sogar 5 Proz. einbüßen. Und wiederum könnte man jetzt auch etwas weniger optimistisch werden, beim Nachlesen der vernichtenden Rede, welche jetzt ein Bergrat und Direktor der Gelsenkirchener Bergbaugesellschaft gegen die Erbauung einer elektrischen Schnellbahn von Dortmund nach Düsseldorf gehalten hat. Nach ihm ist die Lage der Industrie „gänzlich ungeklärt", und der spätere Fortbestand des Kohlensyndikats noch durchaus unsicher. Uebrigens haben Gelsenkirchener — bei ihrem kolossalen Geldbedarf nur zu begreiflich — den allgemeinen Kursaufschwung nur wenig mitgemacht. Deutschluxemburger steigen dagegen auf angebliche große

Käufe Thyssens. Sobald in wenigen Jahren der Stahlverband zu Ende geht, wird ein überaus heftiger Konkurrenzkampf zwischen dem Gelsenkirchener Konzern und dessen bisherigem Freunde Thyssen ausbrechen, und es gibt auch Fachmänner, die zum ersten Male Herrn Thyssen als Besiegten voraussehen wollen.

* * *

Zehn Minuten für ein ganzes Jahr! Denn länger hat die ordentliche Generalversammlung der Hamburg-Amerika-Linie diesmal nicht gedauert. Man bedenke: es handelt sich hier um eines der mächtigsten und eigenartigsten Geschäftsunternehmen, das noch dazu seit Monaten wie kaum ein anderes inmitten der allgemeinen Diskussion stand. Und es genügte den Anwesenden der übliche Vortrag des Vorsitzenden, nachdem nicht einmal wegen der darin unberührt gebliebenen Art der Abschreibungen irgendeine edlere Wißbegier laut geworden war. Der Generaldirektor Ballin, zweifellos der verantwortlichste Träger für die bisherige Bau- und Finanzpolitik seiner Gesellschaft, schwieg gänzlich, ohne daß dies der Handvoll Aktionäre aufzufallen schien. Ein berühmter englischer Staatsmann sprach einmal von der Unentbehrlichkeit der Opposition, die er sich schaffen müsse, falls sie noch nicht existierte. Wann werden endlich unsere Direktoren ebenso klug werden? Uebrigens hat jetzt Herr Ballin durch den Hingang des Dr. Wiegand vom Norddeutschen Lloyd nicht nur einen Freund, sondern auch einen wichtigen Stützpunkt verloren. Beiden Männern, mit oder ohne kaiserliche Nachhilfe, war die Erkenntnis gemeinsam von der Opportunität einer Zukunftspolitik unserer Dampfergesellschaften. Somit entstanden auch alle jene Vergrößerungen und Erweiterungen, die dem Fernerstehenden vielleicht nicht so selbstverständlich erscheinen, weniger aus einem Wettringen zwischen Hamburg und Bremen, als aus einer natürlichen Doppeltätigkeit heraus. Für den uns so früh entrissenen Wiegand ist es recht charakteristisch, daß er, der Geschäftsmann großen Stiles, ursprünglich ein Rechtsanwalt, freilich in Bremen, gewesen ist. Außer bei Großbanken hat man eigentlich die Erfahrung noch keineswegs durchgemacht, daß Juristen ihren Uebergang in das Gebiet von Soll und Haben mit glänzendem Erfolge bestehen. Hier zum ersten Male hat ein Mann von allerdings seltenen Fähigkeiten das Problem gelöst, aus einem Advokaten sogar ein Seemann zu werden, wie man die Seele des Norddeutschen Lloyd wohl nennen durfte. Ein großer Verlust, der Tod dieses so vielerfahrenen Mannes, und noch dazu in einem Augenblick, wo Deutschlands Schiffsverhältnisse einer neuen Aera entgegen zu gehen scheinen.

* * *

Eine neue Tyrannisierung! Auch das Blei soll nunmehr unter die Plombe einer einheitlichen Verkaufsstelle gelegt werden. Am Zink wird jeder der beiden deutschen Verkaufsstellen eine jährliche Provisions-Einnahme von angeblich 600 000 M. nachgerechnet; für Blei darf künftig nur die Metallgesellschaft zuständig sein. Das ist aber nicht ganz wörtlich zu nehmen, indem unter Zugrundelegung des Londoner Weltmarktpreises die bisherigen Verkaufsstellen täglich mit der Metallgesellschaft die Preisvereinbarungen zu treffen haben. Die Jahresprovision verrechnet sich dann also wohl direkt mit dem Trust. Als größte Bleiproduzentin steht nicht, wie es vielfach heißt, eine australische Mine da, sondern die Smelling Company in New York. Diese aber, deren Beitritt die neue Vereinigung erst besiegelt hat, hütet sich weislich, ihre Vertreter in Europa abzuschaffen. D. h. nichts anderes als sie deckt ihre Rückzugslinie für den Fall, daß jenes Syndikat auch einmal wieder auseinandergeht. Das Beste kommt aber noch! Jene ganz neue Schöpfung scheint etwas Anderes und Schlimmeres zu verdecken — eine gemeinsame Einschränkung der Produktion. Denn für plötzliche Preiserhöhungen sind die Großverbraucher von Blei, besonders in der Elektrizität, zu stark. Was will man aber später machen, sobald, wie ab und zu bei Kupfer, die Vorräte der Nachfrage nicht genügen? Dann treten eben die gleichen Preissteigerungen ein, die nur der Kurzsichtige als natürlich ansieht, weil er eben immer nur die Bestände vergleicht, aber keineswegs die dahinterstehende Produktions-Einschränkung. Zuerst werden deren Ursachen als Ab-

wehr gegen eine Ueberproduktion hingestellt, und auch mit Recht; sehr rasch folgen aber dann auf die Macht das Unrecht und die Unterdrückung. Unsere mittlere und kleine Industrie wird diesen Bleitrust schon eines Tages fühlen lernen!

* * *

Was sind Schmiergelder? Die Fabrikanten, welche gegen dieses Waschen der einen Hand durch die andere nunmehr ein Gesetz schaffen, d. h. ihren Konkurrenten das Leben ein wenig saurer machen wollen, haben es nicht leicht. Denn wie will man es verbieten, daß z. B. ein Reisender in Druckfarben, neuen Maschinen usw. mit einem Subalternbeamten seiner Kundschaft abends beim Wein sitzt? Wie kann man es bestrafen, daß Braumeister mit kompletter Familie ihre Hopfenhändler zuweilen in der Stadt aufsuchen und dann die Frauen vor den verschiedensten Läden bald schmachtend, bald impertinent stehen bleiben, bis man ihnen das Gewünschte artig herausholt. Neben der Bestechung mit Geld, ist die „Naturalienverpflegung", wie sie eben angedeutet wurde, so vielseitig und auch vieljährig ausgebildet, daß ihr schwer beizukommen sein dürfte.

Spielbanken.

Von —tt—.

Deutsche Spekulanten gründeten im Jahre 1906 ein Unternehmen, dessen Sitz in Brüssel und dessen wahrer Zweck, die Errichtung einer Spielbank auf der Insel Korfu, war. Vorgeblich aus Gründen höherer staatlicher Moral, tatsächlich aber unter dem starken Druck der Finanzkontrollmächte, verweigerte die griechische Regierung die Erteilung der Konzession. Die Gesellschaft hatte inzwischen ein Kasino erbaut und hoffte wohl unter dem Deckmantel tolerierter Vergnügungen, das Spielziel dennoch zu erreichen. Ehe es noch zur Eröffnung kam, war der etwas faulen Gründung der Atem ausgegangen. Dazu traten noch unlautere Gebarungen der Verwalter, mit denen sich das zuständige Kölner Gericht demnächst beschäftigen soll.

Nun haben zwar weder diese Mache, noch die Gründer Anspruch auf breiteres Interesse, wohl aber besitzt der Ausgangspunkt der zutage getretenen öffentlichen Moral der europäischen Mächte ein solches. Diese Moral erklärt das Spiel à la Monte Carlo für ein öffentliches Aergernis, das keine zweite Heimstätte finden dürfe. Warum aber — eine Erste?

Der Schritt der Mächte gewinnt damit den Anschein einer Monopolisierung für den Spielstaat von Monaco. Man hat erwähnt, daß die Villegiatur des deutschen Kaisers auf der Insel der Etablierung einer Spielbank entgegenstand. Wahrscheinlicher dürften die guten Beziehungen des Fürsten von Monaco zu den Regierungen der Moralstaaten den Ausschlag gegeben haben.

Die Ziffer der Glücksspieler hätte durch eine gebotene zweite Gelegenheit, sein Geld los zu werden, kaum eine Erhöhung erfahren. Der Spielerstrom hätte sich höchstens geteilt.

Wenn Griechenland oder irgendein souveräner Staat aus Gründen öffentlicher Moral, die Errichtung einer Spielbank auf seinem Territorium untersagt, ist daran weder zu mäkeln, noch zu deuten.

Wenn aber Europa, die großen Kulturmächte, ihren Einfluß so einseitig moralisch ausüben, daß sie das Laster auf Korfu verhindern, um es in Monte Carlo zu tolerieren, muß man stutzig werden.

Ich bin ein erklärter Gegner der Spielbanken, aber inklusive jener von Monaco, und will durchaus dem Projekte der erwähnten Spekulanten nicht das Wort reden.

Ich rede nur von der Moral und ihren Antrieben, die das Laster örtlich dulden und örtlich wieder verhindern.

Kein Korfu — aber auch kein Monaco . . .

Handgranaten.

Von Oberltnt. Karl Harbauer.

Anläßlich der in letzter Zeit wiederholt durch die Blätter gegangenen Nachricht, daß die Serben in ihrem Arsenal große Mengen von Handgranaten erzeugen, ist es vielleicht nicht uninteressant, diesem alten Kampfmittel, das im russisch-japanischen Krieg

wieder zu Bedeutung kam, einige Worte zu widmen.

Als selbständige Waffe der Infanterie oder gar der Kavallerie darf die Handgranate nicht bezeichnet werden, wohl aber als wertvolle Ergänzung. Der mit einer Handgranate ausgerüstete Mann besitzt in ihr eine handliche, auf 50 bis 60 Schritte wirkende Angriffs- und Verteidigungswaffe. Die im russisch-japanischen Krieg verwendete Handgranate wurde während des Feldzuges vom russischen Stabskapitän Lischin konstruiert. Die jetzt von den Serben erzeugte Handgranate ist bis auf geringe Abweichungen ebenso konstruiert wie die russische. Die serbischen und die russischen Handgranaten bestehen aus einer Zinkblechbüchse mit Pyroxilinladung und sind mit einer Schlagvorrichtung versehen. Am unteren Ende der Blechbüchse ist ein runder Stiel — ähnlich wie bei den Raketen — zum Schleudern der Handgranate angebracht. Beim Aufschlagen auf einen festen Gegenstand dringt die Schlagvorrichtung in die Zündkapsel und bringt so das Pyroxilin zur Explosion, die unter starker Detonation vor sich geht. Am äußeren Teil der russischen Handgranate waren zwei Bleiringe angebracht, die durch die Explosion in 10 bis 20 Partikel zerrissen wurden. Das Gewicht einer solchen russischen Handgranate betrug 2½ russische Pfund oder nach unserem Gewicht 1,24 kg. Die Russen verwahrten die Handgranaten während des Transportes in Kistchen zu je 50 Stück. Auf dem Gefechtsfelde trug der einzelne Mann stets etwa 4 Stück Handgranaten in einem eigenen Ledergürtel. Um ein vorzeitiges Explodieren der Handgranate beim Transporte zu verhindern, befindet sich an der Zündvorrichtung eine sogenannte Sicherheitsrast. Bevor nun die Handgranate geschleudert wird, wird der oberste Teil derselben — Kappe genannt — ganz einfach aus der Sicherheitsrast in die durch einen roten Strich markierte Ladestellung gedreht, die Handgranate sodann am Stiel erfaßt und gegen das gewünschte Ziel geschleudert. Wie immer man die Handgranate auch schleudern möge, sie muß stets auf die Kappe fallen und somit auch die Zündvorrichtung aktivieren.

Die Herstellung der Handgranaten ist sehr einfach, rasch und billig; 60 Arbeiter sind imstande, in zehn Arbeitsstunden etwa 800—1000 solcher Mordwerkzeuge anzufertigen. Während des russisch-japanischen Krieges wurden diese Handgranaten eigentlich an Ort und Stelle erzeugt, also improvisiert, und erfüllten trotzdem ganz erschreckender Weise ihren Zweck. Beim Detachement Rennenkamp wurden mehrere der erbittertsten und wütendsten Angriffe der Japaner ausschließlich mit Hilfe dieser Handgranaten abgewiesen. Es darf daher weiter nicht wundernehmen, daß die russischen Soldaten alsbald dieses handliche und wirkungsvolle Kriegsmittel lieb gewannen. Ein russischer Militärschriftsteller schreibt, daß die Japaner die Reihen der explodierenden Steinfugassen und Hindernisse unaufhaltsam passierten und bis auf wenige Schritte an die russischen Schützengräben herankamen; hier aber wurden sie mit einem Hagel von Handgranaten empfangen; die Erde erzitterte bei diesen ununterbrochenen Detonationen und der Himmel umwölkte sich mit einem Schleier dunkelbraunen Nebels — ähnlich jenem des Shimosepulvers. Diesem höllischen Feuer vermochten die Japaner nicht standzuhalten, auch die besten ihrer Truppen — jene Kurokis — nicht.

Die Fälle, in denen die Handgranate angewendet werden kann, sind sehr zahlreich, denn sie kann sowohl beim Angriff, als auch bei der Verteidigung im freien Felde, wie auch gegen befestigte Stellungen mit Vorteil angewendet werden. Auch zum Zerstören von Hindernisanlagen (Drahthindernissen und Verhauen) kann die Handgranate erfolgreich in Verwendung kommen. Ebenso vermögen die Handgranaten der Kavallerie wesentlichen Nutzen zu bringen, wenn es sich um Zerstörung von Brücken, Hindernissen und dergleichen handelt.

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß im Zukunftskrieg die Kugel die Waffe für den Fernkampf und die Handgranate die Waffe für den Nahkampf sein wird. So kehrt auch im militärischen Leben alles wieder, und die alte Granate kommt, allerdings in geänderter Form, wieder in Gebrauch.

Christentum und Kolonialpolitik

Von Otto Corbach.

Staatssekretär Dernburg fand bei der Beratung des Kolonial-Etats zu seinen Ausführungen viel Beifall und Zustimmung im Zentrum. Man hat sich darüber gewundert, denn es ließ unwillkürlich an den Zusammenstoß mit dem Abgeordneten Roeren zurückdenken, der im Dezember 1906 die Auflösung des Reichstags veranlaßte. Damals ließ Dernburg, wie er selbst sich ausdrückte, „das helle Licht der Oeffentlichkeit in die durch das Zentrum versumpfte Kolonialpolitik dringen". Es ist im Zentrum nun besonders dankbar bemerkt worden, daß der Staatssekretär die „Christianisierung der Kolonien" für ein erstrebenswertes Ziel erklärte. Er hat indessen diesen Standpunkt von Anfang an eingenommen. Schon in dem Vortrage, den er am 8. Januar 1907 vor einer freien Vereinigung von Gelehrten und Künstlern hielt, zählte er den Missionar zu den „Erhaltungsmitteln", womit heute kolonisiert wird. Er meinte: „Wir haben erfreuliche Zeugnisse des Wirkens der Missionen in unsern Schutzgebieten, und ich brauche als Bürger eines Staates mit christlicher Kultur mich über die Wichtigkeit dieser Seite nicht weiter auszulassen." Dernburg ist ein guter Kaufmann, der keinen Aktivposten für seine koloniale Buchhaltung missen mag. Die Missionen schaffen für die Schwarzen neue Abhängigkeitsverhältnisse zur kolonisierenden Nation, und das kann der Verwaltung nur dienlich sein, wenn sie sich die Missionare gefügig zu machen weiß. Um deren Unterordnung handelte es sich bei dem Streit zwischen Roeren und Dernburg, und dieser will auch heute die Missionen nur insoweit begünstigen, als sie die Grenzen beachten, die er ihrer Wirksamkeit setzte. Das Zentrum sucht sich jetzt der neuen Ordnung anzupassen, aber Herr Erzberger brachte doch als Wunsch manchen vermummten Gegensatz zu Dernburgs Ausführungen vor. Erzberger möchte beispielsweise die Machtmittel der Verwaltung für den Kampf der Missionen gegen den Mohamedanismus in Anspruch genommen sehen. In dieser Richtung würde das Zentrum ganz gewiß bestimmend auf die Kolonialverwaltung einzuwirken suchen, falls es wieder in die frühere Machtstellung gelangte. Das könnte aber weder den Grundsätzen Dernburgscher Kolonialpolitik entsprechen, noch sich mit den sonstigen auswärtigen Interessen des Deutschen Reiches in Einklang bringen lassen. Die Gefahr müßte entstehen, daß wir uns um den Rest des Ansehens bringen, der uns in der neuen Türkei geblieben ist, wo man sich heute mehr denn je als Schutzmacht aller mohamedanischen Völkerschaften fühlt.

Die Ergebnisse der Londoner Seekriegsrechtskonferenz.

Von Adolf von Flöckher.

Die militärischen und politischen Interessen der Staaten haben durch die neue Abmachung keine Förderung erfahren. Dagegen ist im Vergleich zu dem bisherigen Zustand ein gewaltiger Fortschritt auf wirtschaftlichem Gebiete erreicht worden.

Der Erfolg der Konferenz besteht zunächst in der Schaffung wichtiger Bürgschaften für die Rechtssicherheit auf dem Meere in Zeiten eines Seekriegs. Diese Sicherung kommt natürlich den größten Handelsnationen, also auch uns, am meisten zugute. In Zukunft werden die Frachten und Versicherungstaxen in einem Seekriege nicht mehr so rapide steigen wie jetzt, da dann die Bedingungen, unter denen eine Ware oder ein Schiff gefährdet sind, genau bekannt sein werden. — Sehr wirksam werden in dieser Beziehung die neuen Vorschriften für Blockade und Konterbande sein.

Die Blockade muß auf die feindlichen oder vom Feinde besetzten Häfen und Küsten beschränkt werden. Sie muß tatsächlich vorhanden sein, d. h. durch eine Streitmacht aufrecht erhalten werden, welche hinreicht, den Zugang zur feindlichen Küste in Wirklichkeit zu sichern. Sie muß erklärt und bekanntgegeben werden. Das früher von verschiedenen Seemächten angewendete Prinzip, ein Schiff zu nehmen, wo man es traf, kann also in Zukunft nicht mehr angewendet werden. Die Zulässigkeit der Beschlagnahme eines neutralen Schiffes wegen Blockadebruchs ist be-

dingt durch die wirkliche oder vermutete Kenntnis der Blockade.

Direkte Erleichterungen für den Handel bedeuten die Abmachungen über die Kriegskonterbande. Als absolute Konterbande werden ohne weiteres angesehen: Waffen jeder Art, Munition, Explosivstoffe, militärisches Material, für den Krieg benutzbare Reit-, Zug- und Lasttiere, Panzerplatten, Kriegsschiffe und sonstige Kriegsfahrzeuge, sowie solche Bestandteile, die nach ihrer besonderen Beschaffenheit nur auf einem Kriegsfahrzeug benutzt werden können.

Unter die Bezeichnung „relative Konterbande" fallen: Lebensmittel, Fourage, militärische Kleidungsstücke, Edelmetalle, Fuhrwerk, Schiffe Boote, Eisenbahnen, Telegraphen, Funkentelegraphen und Telephon-Material, Luftschiffe, Flugmaschinen, Feuerungsmaterial, Stacheldraht, Fernrohre, Chronometer, Schießpulver und Sprengstoffe, die nicht besonders für den Krieg bestimmt sind. Eine große Anzahl von Gegenständen, wie z. B. Rohbaumwolle und Salpeter, kann aber künftighin nicht mehr als Kriegskonterbande erklärt werden. An dieser Freiliste sind fast alle Industrien beteiligt.

Wird ein Schiff auf See angetroffen, das sich in Unkenntnis der Feindseligkeiten oder der auf seine Ladung anwendbaren Konterbande-Erklärung befindet, so können die Gegenstände der Konterbande nur gegen Entschädigung eingezogen werden. Das Schiff und der Rest der Ladung sind von der Einziehung befreit.

Die Lehre von der „einheitlichen Reise" (voyage continu) ist sowohl in Ansehung der Konterbande, wie der Blockade weiter ausgestaltet worden. Die Schiffspapiere begründen hinfort vollen Beweis betreffs der Fahrt eines Schiffes, das absolute Konterbande an Bord hat, es sei denn, daß beim Antreffen des Schiffes dieses offenbar von der nach den Schiffspapieren einzuhaltenden Fahrt abgewichen ist und keinen hinreichenden Grund für diese Abweichung nachzuweisen vermag.

Die Gegenstände der relativen Konterbande unterliegen der Beschlagnahme nur auf einem Schiffe, das sich auf der Fahrt nach dem feindlichen Gebiet oder zur feindlichen Streitmacht befindet und das diese Gegenstände nicht in einem neutralen Zwischenhafen ausladen soll. Bisher beobachteten verschiedene Mächte, wie beispielsweise die Vereinigten Staaten in der berühmten Springbock-Affäre, die Praxis, die Kriegskonterbande zu konfiszieren, selbst wenn sie tatsächlich nach einem neutralen Hafen gerichtet war, sofern nur nachgewiesen werden konnte, daß sie später von dort nach einem feindlichen Hafen gesandt werden sollte. — Natürlich ist die Täuschung in bezug auf den wahren Bestimmungshafen auch in Zukunft ein genügender Grund für eine Konfiskation der Güter. Befördert ein Schiff Gegenstände, die der Beschlagnahme als absolute oder relative Konterbande unterliegen, so kann es auf hoher See oder in den Gewässern der Kriegführenden während der ganzen Dauer seiner Reise beschlagnahmt werden, selbst wenn es die Absicht äußert, einen Zwischenhafen anzulaufen, bevor es die feindliche Bestimmung erreicht.

Eine Beschlagnahme kann künftighin aber nicht mehr wie bisher bewirkt werden auf Grund einer früher ausgeführten oder bereits vollendeten Konterbande, wie es noch im Jahre 1879 mit dem deutschen Schiffe „Luxor" während des Krieges zwischen Peru und Chile geschah, das sich bereits auf der Rückreise befand.

Ein Blockadebruch, der die Beschlagnahme eines Schiffes rechtfertigen könnte, ist in analoger Weise nicht als vorliegend anzunehmen, wenn sich das Schiff zurzeit auf der Fahrt nach einem nicht blockierten Hafen befindet, wie auch immer die spätere Bestimmung von Schiff oder Ladung sein mag.

Ein neutrales Schiff wird künftighin nur in Ausnahmefällen konfisziert werden, nämlich dann, wenn es der feindlichen Partei eine neutralitätswidrige Unterstützung gewährt. Jede, in die feindliche Armee eingereihte Person, die an Bord eines neutralen Kauffarteischiffes betroffen wird, kann zum Kriegsgefangenen gemacht werden, auch wenn dieses Schiff der Beschlagnahme nicht unterliegt. Ein beschlagnahmtes neutrales Schiff darf in der Regel von der beschlagnahmten Kriegsmacht nicht zerstört, sondern muß in einen Hafen gebracht werden, wo gehörig

über die Rechtmäßigkeit der Wegnahme entschieden werden kann.

Ein Flaggenwechsel, wodurch ein feindliches Schiff zur neutralen Flagge übergeht, ist nur vor Beginn der Feindseligkeiten gültig. Eine unwiderlegliche Vermutung spricht für die Gültigkeit eines Uebergangs, der mehr als 30 Tage vor Beginn der Feindseligkeiten herbeigeführt worden ist, wenn er unbedingt und vollständig ist, der Gesetzgebung der beteiligten Länder entspricht und zur Folge hat, daß die Verfügung über das Schiff und der Gewinn aus seiner Verwendung nicht in denselben Händen wie vor dem Uebergang bleibt.

Abgesehen von diesen Bestimmungen über den Flaggenwechsel wird die neutrale oder feindliche Eigenschaft eines Schiffes durch die Flagge bestimmt, zu deren Führung berechtigt ist. Die neutralen Schiffe unter dem Geleit ihrer Kriegsflagge sind von der Durchsuchung befreit. Der gewaltsame Widerstand gegen die rechtmäßige Durchsuchung hat in allen Fällen die Einziehung des Schiffes zur Folge.

Das jetzt international geregelte materielle Prisenrecht wird nicht eher angewendet werden, als bis das auf der Haager Konferenz unterzeichnete Abkommen über die Errichtung eines Internationalen Prisenhofes von allen Mächten unterzeichnet worden ist. Alsdann wird sich die Praxis so gestalten, daß zunächst das Prisengericht einer der kriegführenden Mächte eine Entscheidung trifft und daß gegen diese Entscheidung an den Internationalen Prisenhof appelliert werden kann.

Wird die Beschlagnahme des Schiffes oder der Ware von der Prisengerichtsbarkeit nicht bestätigt oder wird sie ohne gerichtliches Verfahren aufgehoben, so haben die Beteiligten kunftighin regelmäßig Anspruch auf Schadenersatz.

Das neue Kriegsrecht wird vorläufig für 12 Jahre gültig sein. Die Abmachung kann gekündigt werden für den Schluß eines Zeitraums von 12 Jahren, der 60 Tage nach der ersten Hinterlegung der Ratifikationsurkunde beginnt, und später, nach Ablauf des 12jährigen Zeitraums, für den Schluß aufeinander folgender Perioden von 6 Jahren.

„Der Arzt am Scheidewege."

Von Leon Zeitlin.

Gänsefüßchen sind ein ungemein brauchbares Schriftzeichen. Man weiß gleich, daß der mit ihnen geschmückte Ausdruck etwas anderes zu bedeuten hat, als er sich den Anschein gibt. So auch hier. Nicht von Shaw und seiner Bühnensache, die so geistreich ist, daß sie uns schon albern vorkommt, soll die Rede sein, sondern von jenen Aerzten, die mit dem Verbande zur Heilung echt russischer Leute, in geschäftlichen Beziehungen standen.... Erst waren die anderen Aerzte entrüstet, dann war es die öffentliche Meinung, und schließlich entrüsteten sich die Provisionsgeber selbst, denn sie fanden nichts dabei. Das ist alles sehr heiter und doch auch sehr traurig. Schon in frühen, fernen Kindertagen wußten wir's: Der Arzt ist der gute Arzt, ist der Mann, der keinen Unterschied kennt zwischen arm und reich, für den es nur gesunde und kranke Menschen gibt, und der den Kranken gesund machen will. Ist alles dies noch wahr? Ist der Arzt von heute nicht ein „business-man"? Wir möchten daran zweifeln, und müssens doch glauben; wir möchten es tadeln, und müssens doch billigen. Wir wollen nichts davon wissen, daß Gesundheit eine Sache des Vermögens ist, daß man sich — je nach dem Preise — eine gute, eine bessere und eine prima-prima Gesundheit zu leisten vermag. Allein stellt euch nur auf die Straße und seht euch das vorbeiziehende Heer der Lebenskämpfer an. Da sind nur wenige ohne Wunden, und den meisten fehlen die Mittel, um sie zu heilen. Da sind nur wenige, die nicht ermattet ausruhen möchten, und die meisten habe keine Zeit zu einer Rast, die neue Kräfte spendet. Und jeder Trupp stellt Schwurzeugen, die es bestätigen: Gesundheit ist Luxus, ist etwas für nur ganz wenige. Von all den vielen aber, die sich nach Gesundheit sehnen, müssen sich die meisten mit einem minderwertigen Ersatz begnügen. Wer vermag denn mit dem Frühling als Schrittmacher zwischen dem Nordkap und den Nilkatarakten hin und her zu reisen, wer kann sich auf langer Meerfahrt durch stärkende Seeluft neu kräftigen, wer darf hoffen, im

milden Klima glücklicher Inseln Ruhe zu finden, für wen sprudeln heiße und kalte Quellen? Das sind alles gar teuere Lebensspender. Gibt es jedoch Leiden, von denen man nicht nur mit Hilfe der kostspieligsten Heilmethoden befreit wird, dann schafft eben das, was „auch ganz gut" ist und beträchtlich weniger kostet, nicht die volle Gesundheit.

Klipp und klar muß man fragen, hat die soziale Differenzierung der Gesellschaft — was simpel und für jedermann verständlich ausgedrückt nichts anderes bedeutet, als daß sie in eine wohlhabende Oberschicht und eine besitzlose Masse zerfällt — zur Folge, daß sich auch etwas so allgemein Menschliches, wie Gesundheit und Krankheit sozial differenzieren. Und wenn das der Fall ist, dann liegt zu der Annahme, daß der Arzt schlechthin der Freund der leidenden Menschheit sei, nicht mehr der geringste Anlaß vor, dann ist es von minder Begüterten ebenso naiv, solche Aerzte aufzusuchen, die ihnen die bestmögliche Gesundheit verschaffen können, wie sich mit ihren bescheidenen Mitteln bei dem fashionabelsten Schneider kleiden, oder wie für ein paar Groschen in einem Restaurant ersten Ranges speisen zu wollen. Bekümmerten Herzens muß man zugestehen, daß sich Gesundheit und Krankheit in der Tat sozial differenziert haben, noch trüber freilich stimmt die Erkenntnis, daß heuchlerisch die Illusion vorgetäuscht wird, es sei nicht der Fall. Bekümmerten Herzens muß man zusehen, wie die wirtschaftlichen Nöte des Lebens mit die besten Kerntruppen im Lager derer, die zur Sache des allgemein Menschlichen stehen, dazu zwingen, vor allem für die wirtschaftlichen Interessen ihres Standes zu kämpfen, noch trüber freilich stimmt die Erkenntnis, daß heuchlerisch die Illusion vorgetäuscht wird, es sei nicht der Fall. Die Aerzte konnten ja so sprechen: Gern möchten wir jedem, der uns aufsucht — ob arm, ob reich — mit allen Möglichkeiten unserer Wissenschaft Gesundheit geben, allein, das vermögen wir nicht, denn es gibt Heilmittel, deren Anwendung sich nur die Allerwenigsten erlauben dürfen; gern möchten wir auch jedem, der uns aufsucht — ob arm, ob reich — soweit es in unserer Macht liegt, helfen, doch das vermögen wir gleichfalls nicht. Denn, würde bei den berühmten Kollegen der Preis ihres Rates nicht im Verhältnis zu ihrem Ruf stehen, sie wären nicht imstande, den Ansturm der Heilung suchenden Patienten auszuhalten. Das Heilen ist eben ein Geschäft geworden. Wie andere Kleider, Stiefel, Möbel, andere wieder Kenntnisse in allerlei Künsten liefern — je nach dem Preise von verschiedener Qualität — so liefern wir Gesundheit, oder versuchen es wenigstens. Und wie jeder Geschäftsmann grob, und auf jede Weise zu verdienen sucht (die Konkurrenz zwingt ihn dazu), so auch wir.... Würden die Aerzte so sprechen, wer wollte es ihnen verargen. Allein, daß sie noch immer in ihrer Gesamtheit (von Ausnahmen hat man natürlich abzusehen), den Anspruch erheben, nur deshalb, weil sie einen menschenfreundlichen Beruf ausüben, auch ohne weiteres als berufsmäßige Menschenfreunde ästimiert zu werden, das verstimmt uns.

Die Aerzte stehen am Scheidewege. Sie haben zu wählen, zu entscheiden, ob sie die uneigennützigen Freunde leidender Menschen sein wollen, oder die nützlichen, aber entsprechend entgoltenen Ratgeber mehr oder weniger zahlungsfähiger Patienten. Das erstere setzt eine Gesellschaftsordnung voraus, die man nur in Utopien für denkbar hält. Also mögen auch die Aerzte das tun, was man im Zeitalter des Kapitalismus nur schwer lassen kann. Doch dann sollen sie auch den Schein meiden, als ob sie die legitimen Sprossen eines Geschlechtes seien, das nichts wußte von Armut und Reichtum, und die späten Nachfahren einer sagenhaften Zeit, da der Mensch dem Menschen nur — Freund war.

Trinkgelder.

Von v. S.

Ganze Berufe, ganze Menschenklassen haben ihr Haus scheinbar auf Sand, auf „Trinkgeld" erbaut. Sand, weil man meinen könnte, er zerränne, wenn Ich, das zweite und xte Ich uns plötzlich in einem Anfall von Vernunft vornehmen würden, keinen Pfennig mehr für Dienstleistungen zu entrichten, die eo ipso versehen werden müssen. Dem ist aber nicht so.

Die Trinkgeldfrage hat ihre feste Fundierung in der Eitelkeit der Durchschnittsmenschen. Die große Masse der letzteren und nicht der Trinkgeldnehmer selbst verteidigt das Trinkgeld gegen die Einzelangriffe der Nörgler. Da sich der erbärmlichste Wicht durch den Aufwand von Pfennigen, Hellern oder Centimes nicht nur den Anblick eines demütig gekrümmten Mitmenschen verschaffen und einen Titel hören kann, den er nicht führt, sondern sich auch einen sichtbaren Vorrang vor anderen, und bestehe er auch nur in rascherer Erledigung oder Bedienung, sichern kann, ist die Perpetuität des Trinkgeldes gewiß.

Wenn sich Reisende über das Trinkgelderunwesen in einem bestimmten Lande beschweren, zeigt das nur, daß sie nicht weit herumgekommen sind. Denn das Trinkgeld ist international, eine Weltsteuer, welche die menschliche Eitelkeit, die ja auch keine Grenzpfähle kennt, überall aus selbstischen Gründen entrichtet. Höchstens variieren Form und Ausmaß.

Die Solidarität der Trinkgeldnehmer wird durch die tägliche Enthüllung ganz hübsch illustriert, daß sich die Lohndiener der Hotels durch konventionelle Zeichen an dem Reisegepäck über die Klassierung der Trinkgeldgeber verständigen. Und da wundert sich dann ein Ahnungsloser, der sein Stigma aus Bern am Koffer hat, wenn in Lissabon kein Lohndiener sich seines Gepäckes annehmen will!

In Rußland erfordert jede Türe in Aemtern, Kontors oder Privathäusern ihr Trinkgeld. Denn jede Türe hat ihren Schließer. Und nebenher ist immer noch einer da, der Ueberkleider und Galloschen abnimmt. Eine Reihe von Besuchen kostet dort stets einige Rubel an solchen Trinkgeldern. Vom Orient nicht zu reden. Im Zollhause von Konstantinopel oder Salonik kann man in der Regel keinen Beamten oder Diener finden der sich herbeilassen würde, nur einen Blick in das ihm vorgehaltene Zollpapier zu tun, ohne daß man gleich ein Geldstück auflegt. Der Bakschisch, der in Rußland, der Türkei, der Balkanstaaten oder wohl auch anderswo zur Erreichung eines höheren Zieles, zur Durchführung eines Geschäftes üblich ist, ist ebenso unausrottbar. Das Trinkgeld travestiert sich da als Provision, Honorar u. dgl., ohne sich jedoch im Grundwesen zu ändern.

Je „feiner", je raffinierter das betreffende Geschäft oder Lokal, je höher sind die Trinkgelderansprüche. In gewissen Restaurants von Paris, Berlin, Wien wird ein Trinkgeldabstinenzler tatsächlich bei seinem zweiten Erscheinen ganz einfach nicht bedient. — Die Trinkgeldfrage ist nicht zu bekämpfen, man muß sich mit ihr abfinden. Das Aeußerste, was man erreichen kann, ist die Abstellung ihrer Exzesse.

Liebesbriefe.

Von Bernhard Ihringer.

Von allen Seiten nahen stattliche Bände soliden Aussehens, Sammlungen von Briefen, die die Liebe schrieb und der Liebe darbot, Verkühlungen von heißen Gefühlen, bangen Seufzern, lauten Jubeltönen. Da stehen sie jetzt schwarz auf weiß, in reinlichen Typen gedruckt auf vornehmes Papier; in goldgepreßten Lederbänden, zusammengefügt von Gelehrtenhänden, übersetzt womöglich von einem fleißigen Philologen und aus ihrer Jahrhunderte alten Wiege hinübergerissen in die graue Sandwüste, genannt Literatur. Nun lesen sie die Damen und die Herren und freuen sich und kichern und weinen vor Lust und Schmerz über die gedruckten lustigen Liebesschmerzen: die vor langer, langer Zeit ein gepuderter Marquis mit leiser Feder niederschrieb, nicht ahnend des kommenden Ruhmes, der ihm einmal geschwätzig und aufdringlich, wie ein Schaubudenbesitzer, im zarten, taktvollen zwanzigsten Jahrhundert nachlaufen sollte. Sie, die Reichen, sind jetzt arm geworden; man hat sie auf den Markt gestellt und ihre Prachtgewänder ans freche Licht der Sonne gehalten. Nun bleichen und welken die Farben; der Glanz verschwimmt, ein müdes Greisenlächeln bleibt und klagt die Neugierigen an, die es begaffen.

Doch die Schaulistigen haben ein Recht: das Recht der Jungen, Lebenden, das größte und kräftigste aller Rechte. Mit diesem bewehrt, bringen sie ans Tageslicht, was in Truhen und Kassetten wohl geborgen seine Zeit erwartete. Mit diesem Recht glauben sie auch den Schäfern und Schäferinnen längst vergangener Tage gebieten zu

können, daß sie ihnen ihre Flöte ausliefern — austauschen gegen Lob und Verehrung der Gegenwart. Doch der Ruhm ist eine schlechte Münze, zumal für längst vermoderte Gräber. „Nachruhm", rief ein gewisser Kleist, der es wissen konnte, „was ist das für ein seltsam Ding, das man erst genießen kann, wenn man nicht mehr ist!"

Es ist der reinste eigentlichste Hohn, wenn man vom „Ruhm", von den „glänzenden Stilleistungen" usw. usw. derer spricht, die nur mühsam und widerwillig sich beschwören lassen, heraufzusteigen, und uns von dem Innersten, Reinsten ihres Herzens Kunde zu geben. Ihr Andenken will keine marktschreierischen Worte literarischer Reklame, sondern ein stilleres, nachdenklicheres Mitgefühl, das man freilich weder broschiert noch gebunden kaufen kann: ein Gefühl für die zarten, knospenhaften Kernpunkte des Lebens, die in allen Zeiten wechselnd wiederkehren und die wir schließlich nicht anders kennen lernen können, als an ihrem siegreichen Wirken in der Gegenwart. So wird gerade das Nächste, Unmittelbarste Führer zu fernen Welten, freilich auch nur für die, die den Gleichklang auch über weite Zeitspannen hinweg noch empfinden. Das Ureigene, Persönliche kleidet sich da in alte verschlissene Gewänder, täuscht, erschreckt, stößt ab: Bis man die bekannten Züge wiederfindet und des fremden Kleides nimmer achtet.

Für die „Klassiker" im engen Sinne zünftiger Literaturgeschichte wird nun das zwar nie recht passen. Ihre „Klassik" ist ja gerade Mäßigung, Einheit in der Vielheit des Fühlens, ein Thronen über der Macht des Lebens und damit an sich schon Beschränkung. An ihrer Machtstellung zerreibt sich der warm menschliche Ton. Der junge Goethe schrieb noch sprudelnde, feurige Liebesbriefe, der „Olympier" und Idealmensch der Literaturgeschichte erwidert Marianne von Willemers leidenschaftliche Bekenntnisse mit dem Auftrag, Artischocken nach Weimar zu senden.

Anders die Romantiker. Karoline Schlegel, Sofie Mereau, Bettina, die Günderode, — Clemens Brentano, Arnim, Novalis, Friedrich Schlegel — sie alle hafteten inniger an der Natur als daß sie das Joch der richtenden Vernunft ertragen konnten. Wer von Goethe zu Novalis kommt, wird den grundlegenden Unterschied merken. „Ich habe zu Söfchen Religion, nicht Liebe", schrieb der Bräutigam einer Fünfzehnjährigen und vereinigte, getreu seinem Lebensideale, Liebe, Kunst und Philosophie zu einer einzigen genialen Idee. Goethe aber, der große Verehrer der Ordnung, Trennung, Differenziertheit, hütete sich ängstlich vor dem Mischen seiner in harter Arbeit erworbenen Lebensnormen.

Anders auch die Franzosen. Hier vereinigte sich der uralte Zug zur Pose, mit dem echten Gefühl für das Innerliche, Echte. Freilich nur ein Gefühl — das im Vorraum blieb, die Wege ebnete, aber nicht betrat. Und trotzdem zeugten Pose und Gefühl stets echte Liebe, echte Liebesbriefe von Heloise bis zu Madame de Lespinasse. Der reichbegabte Sinn für den Effekt, für die großen Aeußerlichkeiten, für das Gefallenwollen und damit auch die „Zucht der Ehrbarkeit" werden gedämpft durch alle Mächte des Witzes, die sich nun einmal nicht niederhalten lassen. Dieser unter der Oberfläche gut verborgene Zwiespalt macht die französischen Liebesbriefe so ungenießbar für den Durchschnittsbiedermeier, so wertvoll.

(Gelegentlich der Ausgaben deutscher und französischer Liebesbriefe im Verlag von Julius Zeitler, Leipzig.)

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Gustav Lüders. Die demokratische Bewegung in Berlin im Oktober 1848. Berlin und Leipzig. Verlag Dr. Walter Rotschild. Einzelpreis M. 6,—. Subskriptionspreis M. 5,20.

Martin Luthers Briefe. In Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald. Leipzig. Inselverlag. Preis 2 Bde. geh. M. 9,—, in Leinen M. 12,—, in Leder M. 16,—.

Prof. Dr. Biedert, Gemeinwohl und Sittlichkeit. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft G. m. b. H. Preis geheftet 40 Pf.

Artur Hoerhammer Die Verlorene Naivetät. München und Leipzig. R. Piper & Co.

Karl König. Die kulturelle Bedeutung der Waldschulen. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft G. m. b. H. Preis geheftet 40 Pf.

Dr. Karl Schwarze, Herbert Spencer. Leipzig. Verlag von B. G. Teubner. Preis geb. M. 1,25.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Geschäftliches.

Ein neues Voigtländer Jagdglas 5mal Vergrößerung kommt soeben auf den Markt und wird seiner Leistungen, Handlichkeit und dauerhaften Bauart wegen bald allgemein Aufnahme finden. Gedrungene, kurze Form (Länge 9 cm) solider Bau, trotz geringen Gewichtes (340 g) hervorragende Schärfe und Helligkeit, starke, nämlich 5malige Vergrößerung, ein Gesichtsfeld von 75 m, das für jagdliche Zwecke vollkommen ausreicht, große Objekte und Okulare, letztere in tiefer Fibre-Okularmuschel, die das lästige Kältegefühl an den Augen ausschließt und das Beschlagen der Okulargläser auf ein Minimum beschränkt, mattschwarze Belederung und Brünierung, um jedes Glänzen zu vermeiden, das sind in großen Zügen die Merkmale der Neukonstruktion, die sich den bisher von Voigtländer gebotenen Jagdgläsern 4mal, 6mal und 8mal Vergrößerung würdig anreiht. Die 5mal Vergrößerung erscheint besonders günstig gewählt, da einer großen Anzahl von Jägern die 4mal zu klein und die 6mal schon wieder zu groß ist und diese somit in dem neuen Modell ohne Frage das Gesuchte finden werden, zumal sein Preis **M. 60,—** innerhalb der Grenzen bleibt, die für ein wirklich gutes, den praktischen Bedürfnissen der Allgemeinheit entsprechendes Jagd- und Birschglas Bedingung sind. Unverbindliche Ansichtssendung wird, wie wir hören, von Voigtländer Braunschweig darin gern gemacht, so daß Jedem Gelegenheit gegeben ist, selbst zu probieren, und das geht bekanntlich immer über Studieren

Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach am Main
gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.
Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.
Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 3/4-Liter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25,— pro Kiste.